



Universität Hamburg
DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG

BACHELORTHESES

Das jüdische Goldschmiedehandwerk im Mittelalter

vorgelegt von Nora K. Sbach

Fakultät für Geisteswissenschaften

Fachbereich Kulturwissenschaften

Studiengang: Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie

Erstgutachter: Prof. Dr. Edgar Ring

Zweitgutachterin: Birte Meller M.A.

Eingereicht am: 05.08.2024

Im Gedenken an
Stanisław „Shlomo“ Szmajzner (1927-1989)

und an alle, die mit ihm litten.

Er wurde im KZ Sobibór gezwungen, der SS seine Fertigkeiten als
Goldschmied zur Verfügung zu stellen. Dies rettete ihm bis zu
seiner Flucht das Leben.



Erinnern wir uns unserer Verantwortung.

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Das Goldschmiedehandwerk im Mittelalter	2
2.1 Die historische Perspektive	3
2.2 Die archäologische Perspektive	5
3. Das jüdische Handwerk – verboten und doch ausgeübt?	15
3.1 Verhältnis und Abgrenzung zu christlichen Goldschmieden	20
3.2 Bedeutung von Schmuck und Goldschmiedehandwerk im jüdischen Glauben	22
3.3 Spezifisch jüdische Schmuck- und Kultobjekte	25
3.4 Fallbeispiel Köln	30
4. Der Depotfund im jüdischen Viertel von Erfurt	32
4.1 Der Depotfund: Kurzvorstellung	37
4.2 Spezifisch jüdische Objekte im Fundinventar	40
4.3 Vergleich mit weiteren Depotfunden	44
5. Zusammenfassung und Fazit	51
6. Literaturverzeichnis	54
7. Abbildungsverzeichnis	58
8. Eidesstattliche Erklärung	72

1. Einleitung

Lange Zeit war die Archäologie des Judentums in Europa ein wenig erforschtes Feld. Erst in den letzten Jahren begann das Thema, mehr in den Fokus der Forschung zu rücken. Mein persönlicher Hintergrund als Studentin der Archäologie und Religionswissenschaft sowie als gelernte Goldschmiedin war der Anlass, mich mit dem Thema des jüdischen Goldschmiedehandwerks im Mittelalter zu beschäftigen. Da man lange Zeit davon ausging, Juden wäre mit den Zunftgründungen im Mittelalter jede handwerkliche Tätigkeit verwehrt gewesen und sie hätten ausschließlich Berufe wie das Pfandleihertum und andere Geldgeschäfte ausüben können, gibt es zum jüdischen Handwerk, insbesondere Goldschmiedehandwerk, kaum Forschungsergebnisse. Erst allmählich wird dieses veraltete Bild in der Wissenschaft aufgebrochen.

Um den vorgegebenen Umfang der Arbeit nicht zu überschreiten, fokussiert sich die Betrachtung auf den Bereich des heutigen Deutschlands bzw. des entsprechenden Bereiches des damaligen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, aus innerjüdischer Perspektive bezeichnet im weitesten Sinne die Aschkenas-Diaspora dieses Gebiet. Zeitlich wird hauptsächlich das Hoch- und Spätmittelalter thematisiert. Das Frühmittelalter wird weitestgehend ausgenommen, da jüdische Besiedlung in dieser Zeit noch nahezu ausschließlich aus Händlern bestand.

„Die Geschichte der Juden in Europa ist relativ gut bekannt, doch Spuren ihres Lebens in den Städten sind eher rar und größtenteils noch verborgen.“¹ Die Arbeit soll die allgemeine archäologische Betrachtung des Goldschmiedehandwerks im Mittelalter vorstellen und das jüdische Handwerk in den Städten mit seiner Bedeutung für die Religion dazu in Beziehung setzen. Da speziell das Goldschmiedehandwerk in der Archäologie wenig Aufmerksamkeit erhält, wird der allgemeine Blick auf archäologische Methodik und Fundspektren einen größeren Raum einnehmen, noch ohne einen konkreten Bezug zum jüdischen Handwerk. Die Hauptfrage der Arbeit lautet jedoch: Gab es ein fassbares jüdisches Goldschmiedehandwerk im deutschen Raum des Mittelalters? Folgende Fragen werden ebenso thematisiert: Inwiefern konnte jüdisches Handwerk, insbesondere das Goldschmiedehandwerk, nach der Bildung von Zünften fortbestehen und welches Verhältnis hatten die jüdischen Handwerker zu den christlichen Goldschmieden? Was sind spezifisch jüdische Schmuck- oder Kultobjekte, welche Rolle spielen sie in der jüdischen

¹ E. Maintigneux, Die Archäologie des Judentums. Dokumentation arte (2021) Min. 32:48.

Religionsausübung? Wie können Funde jüdischen Handwerkern und/oder Besitzern zugeordnet werden? Vor dem Hintergrund der häufig als „jüdische Pfandleiherhorte“ oder „jüdische Schatzfunde“ angesprochenen Depotfunden werden zudem der aufsehenerregende Fund von Erfurt und dazugehörige Diskussionen vertieft.

Ich möchte an dieser Stelle Herrn Andreas Lehnertz danken, der mir für diese Arbeit sein mit Maria Stürzebecher verfasstes unveröffentlichtes Manuskript „Tracing Jewish Goldsmiths in Medieval Ashkenaz“ zur Verfügung gestellt hat, sowie Frau Maria Stürzebecher und Frau Merav Schnitzer, die mir mehrere Hinweise und Literaturtipps geschickt haben.

2. Das Goldschmiedehandwerk im Mittelalter

In diesem Kapitel soll zunächst ein Überblick über den Beruf des mittelalterlichen Goldschmieds² im Allgemeinen gegeben werden. Hierbei wird sich noch nicht spezifisch auf jüdische Goldschmiede bezogen. Doch bei allen handwerklichen Aspekten und Arbeitsweisen kann nicht zwischen christlichen und jüdischen Handwerkern unterschieden werden.

Als erstes wird der Beruf anhand historischer Informationen vorgestellt, die Organisation, Art der Produkte sowie gesellschaftliche Stellung des Berufsstandes. Danach wird der Blick auf die archäologische Herangehensweise geworfen. Es werden Fundquellen und -kategorien sowie deren interpretative Einordnung aufgezeigt.

Hierbei muss zunächst eingegrenzt werden, was in dieser Arbeit unter „Goldschmied“ verstanden wird. Denn der Beruf kann sehr weit gefasst werden und hatte viele verwandte Gewerke, die oft nicht zu trennen waren und von ein und derselben Person ausgeübt wurden. Es wären zu nennen: Goldschläger, Golddrahtzieher, Polierer, Vergolder, Spengler (für Kleiderspangen), Siegelstecher, Juweliere, Münzer, Steinbearbeitung, Geldwechsler, Pfandleiher und Raffinerie bzw. Veredelung (Herstellung des Rohmetalls aus Erz).³

Um einen der Arbeit angemessenen Fokus zu wahren, soll es hier nur um die zentrale Tätigkeit des mittelalterlichen Goldschmieds gehen, das heißt um die Herstellung von

² Da Frauen als Goldschmiedinnen Einzelfälle waren, wird in dieser Arbeit in Beschreibungen des mittelalterlichen Berufs das generische Maskulinum „der Goldschmied“ verwendet, s. Kapitel 2.1.

³ vgl. M. Campbell, Gold, Silver and Precious Stones. In: J. Blair/N. Ramsay (Hrsg.), English medieval industries. Craftsmen, techniques, products (London, New York 1991) 111, 148.

Produkten wie Schmuck im weiteren Sinne sowie Geschirr, Besteck und sonstigem Gerät aus Edelmetallen, also Gold und Silber.

Die Herstellung von Schmuck und Gerät ist heute in zwei klar getrennte Berufe aufgeteilt, Schmuck ist die Domäne des/der Goldschmieds/Goldschmiedin und Gerät das Tätigkeitsfeld eines Silberschmieds/einer Silberschmiedin. Diese Tätigkeiten waren im Mittelalter jedoch noch vereint. Wer in dieser Zeit als Silberschmied bezeichnet wurde, unterschied sich tatsächlich, wie der Name suggeriert, durch die hauptsächliche Verarbeitung von Silber statt Gold, jedoch mit dem gleichen Produktspektrum von Schmuck und Gerät.⁴

2.1 Die historische Perspektive

Historische Quellen spielen neben materiellen Überresten eine wichtige Rolle in der Forschung zu mittelalterlichen Goldschmieden, da viele Arbeitsschritte keine sichtbaren Spuren hinterlassen haben und manche Techniken heute so lange vergessen sind, dass sie in Analysen und Interpretationen nicht mit herangezogen werden können.⁵

Beschreibende Schriftquellen über Techniken, Arbeitsweisen oder Werkstätten der Edelmetallverarbeitung sind hauptsächlich aus dem Hochmittelalter erhalten.⁶ Das bekannteste und wichtigste Werk stellt hier die „Schedula diversarum artium“ von Theophilus Presbyter dar, insbesondere der dritte Band über die Goldschmiedekunst.⁷ Die Identität des Autors, der unter Pseudonym schrieb, ist umstritten, die Authentizität und der Wert des außergewöhnlich detaillierten Buchs über verschiedene Techniken jedoch ohne Zweifel.

Über die Art der Produkte finden sich indirekt Hinweise über Zunftbestimmungen, städtische Dokumente, Verträge, Zahlungsbelege, Inventare von Kirchen oder aus Testamenten, im jüdischen Bereich durch rechtliche Abhandlungen von Rabbis.⁸

Ebenso sind historische Bildquellen heranzuziehen, auf denen entweder die Produkte und/oder der Handwerker dargestellt sind, so z.B. in Skulpturen (Abb. 1), Gemälden (Abb. 2), Gravuren oder in Manuskripten (Abb. 3). Häufig sind dies Darstellungen des

⁴ vgl. H. Lanz, Gold- und Silberschmiedekunst. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS) (2010). <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011176/2010-05-07/>> [Stand: 04. August 2024].

⁵ vgl. J. Wolters, Written Sources on the History of Goldsmithing Techniques from the Beginnings to the End of the 12th Century. *Jewellery Studies* 11, 2008, 46.

⁶ vgl. J. Cherry, *Medieval goldsmiths*² (London 2011) 10.

⁷ vgl. E. Brepohl, *Theophilus Presbyter und die mittelalterliche Goldschmiedekunst* (Leipzig 1987).

⁸ vgl. ebd. 10, 88; vgl. A. Lehnertz/M. Stürzebecher, Jewish Craftspeople in the Middle Ages. Their Sources, Objects, and Materials. Kapitel: Tracing Jewish Goldsmiths in Medieval Ashkenaz (in Vorbereitung 2024) 14.

Goldschmiede-Schutzheiligen St. Eligius (Abb. 4), in England auch St. Dunstan (Abb. 5), meist sind sie an einem Heiligenschein zu erkennen.⁹ Gelegentlich gibt es auch Abbildungen von säkularen bzw. nicht erkennbar kirchlichem Kontext zugeordneten Goldschmieden. Diese wurden in der Regel in einem Laden dargestellt, wo auch das übliche Sortiment zu sehen ist (Abb. 6).

Schmuck wurde von beiden Geschlechtern getragen. Weltlicher Schmuck konnte sowohl funktional sein, z.B. als Knopf, Brosche oder Gürtelschließe, oder aber lediglich dekorativ als Diadem, Reif, Ring, Siegel, Rosenkranz oder Collierkette getragen werden. Für Männer gab es außerdem militärischen Schmuck wie Schwert- oder Sporenverzierungen. An weltlichem mittelalterlichem Schmuck sind hauptsächlich Ringe und Broschen erhalten.¹⁰

Im Frühmittelalter bis ins 12. Jh. arbeiteten Goldschmiede in Klosterwerkstätten, wo sie neben der Fertigung von kirchlichem Gerät möglicherweise auch weltliche Aufträge annahmen. Teils waren sie auch als Hofgoldschmiede für Adlige und Könige/Kaiser tätig.¹¹ Sakrale bzw. liturgische Geräte sind jedoch bekannter und werden vorwiegend mit mittelalterlicher Goldschmiedekunst assoziiert, da sie insgesamt zahlreicher und besser erhalten geblieben sind.¹² Nach einer Schätzung durch Johann Michael Fritz ist von je 1000 sakralen Stücken aus dem Mittelalter bis heute nur eines erhalten – im profanen Bereich ist der Anteil noch geringer. Schmuck und Gerät für weltliche Verwendung wurden häufig wieder eingeschmolzen, um neuen Moden angepasste Stücke daraus zu fertigen. Etwa 10% der erhaltenen Stücke sind von profaner Art, diese Angabe verzerrt jedoch die tatsächlichen Herstellungsverhältnisse, es wurden deutlich mehr profane Goldschmiedeerzeugnisse gefertigt.¹³

Mitte des 12. Jhs. wuchsen die bestehenden Städte und es wurden viele neue gegründet, in diesem Zuge nahm auch das selbstständige städtische Handwerk massiv zu. Die Goldschmiedekunst war mit anderen Künsten wie Architektur, Skulptur und Gravur eng verbunden, insbesondere architektonische Elemente begannen sich im Schmuck wiederzufinden. Die Produktion von säkularen Objekten nahm zu, da mehr

⁹ vgl. Cherry 2011, 11.

¹⁰ vgl. Campbell 1991, 158.

¹¹ vgl. V. H. Elbern, Die Goldschmiedekunst im frühen Mittelalter (Darmstadt 1988) 6; vgl. Cherry 2011, 18.

¹² vgl. C. Descatoire, Medieval goldsmithing. Museumsbegleiter. Room 16 English. Musée Nationale de Moyen Age (o.J.) 1.

¹³ vgl. E. Vavra, Ich Goldschmid mach köstliche ding. Organisation - Arbeitsbedingungen - Produkte. Das Mittelalter 21, 2016, 276.

und mehr bürgerliche bzw. nicht-adelige Auftraggeber zum Kundenstamm gehörten.¹⁴ Zum Teil ermöglichte die Guss- oder Stanztechnik auch Massenproduktion von günstigeren Stücken, so dass das Goldschmiedehandwerk ein breites Spektrum an Produkten entwickelte.

Nur allmählich bildeten sich in ganz Mitteleuropa die Zünfte: Dies geschah keineswegs innerhalb einer kurzen Zeitspanne und war lokal sehr unterschiedlich. Bspw. entstand 1324 die erste Goldschmiedezunft in Prag, 1381 in Nürnberg und 1397 in Köln. Nicht überall hatten Goldschmiede eigene Zünfte, häufig schlossen sie sich mit anderen Metallberufen oder Gewerken zusammen.¹⁵ Goldschmiede genossen großes gesellschaftliches Ansehen, insbesondere in Verbindung mit hohen Zunftämtern hatten sie vielerorts auch großen politischen Einfluss.¹⁶

Wie bei anderen mittelalterlichen Gewerken waren Frauen in der Regel keine selbstständigen Handwerkerinnen, konnten als Ehefrau jedoch ggf. dem Meister zuarbeiten oder unter Umständen das Geschäft bei längerer Abwesenheit des Mannes oder nach Verwitung zumindest für eine gewisse Zeitspanne annähernd selbstständig übernehmen. So ist vermutlich eine Frau auf einer Darstellung von St. Eligius in seiner Werkstatt von 1460 zu sehen (Abb. 7), eine andere Abbildung zeigt eine Frau, die im Verkauf von Goldschmiedeerzeugnissen tätig ist (s. Abb. 6). Manche Frauen scheinen sich auf das Polieren spezialisiert zu haben, außerdem war die Tätigkeit der Goldspinnerei eine spezifisch weibliche Profession, die eigene Frauenzünfte bildete.¹⁷ In Köln ist die Goldschlägerin Maria Goltsleggera belegt, auch die als „Aurifabra“ (Goldschmiedin) bezeichnete Greta von Birboym ist in Schriftquellen genannt, möglicherweise waren dies Fortführungen als Witwenbetriebe.¹⁸ In England ist aus 1497 sogar die Annahme zweier Lehrlinge durch eine Frau in der Goldschmiede dokumentiert, nachdem ihr Ehemann verstorben war.¹⁹

2.2 Die archäologische Perspektive

Zunächst soll die in der Archäologie verwendete Terminologie betrachtet werden. In Verbindung mit Schmuckproduktion ist häufig von Buntmetallverarbeitung die Rede. Die Bezeichnung ist jedoch etwas vage und es ist nicht eindeutig, ob Gold- und

¹⁴ vgl. Descatoire o.J., 2.

¹⁵ vgl. Vavra 2016, 284-285.

¹⁶ vgl. Cherry 2011, 26; vgl. Elbern 1988, 8.

¹⁷ vgl. Cherry 2011, 74.

¹⁸ vgl. S. Schütte/M. Gechter, Von der Ausgrabung zum Museum - Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006 – 2012² (Köln 2012) 195.

¹⁹ vgl. Cherry 2011, 74.

Silberverarbeitung ebenso gemeint ist, in manchen Fällen wird hier konkreter und zutreffender von Edelmetallverarbeitung gesprochen. Allerdings sind die Grenzen fließend: Für die Buntmetallverarbeitung ist meistens die Gusstechnik essenziell, damit wurde auch Schmuck wie Fibeln hergestellt, jedoch meist aus Unedelmetallen wie z.B. Kupfer oder Bronze. Kupfer wurde insbesondere seit der Massenproduktion auch von Goldschmieden zur Schmuckherstellung verwendet, somit kann die archäologische Herangehensweise in der Untersuchung von Buntmetallwerkstätten zum Teil auch auf spezifische Goldschmiedewerkstätten angewandt werden.

Als zweite häufige Bezeichnung findet sich „Feinschmiede“ zur Abgrenzung von der Eisenverarbeitung bzw. dem Grobschmieden. Meist ist mit Feinschmieden Schmuckverarbeitung gemeint, kann aber hinsichtlich des Materials auch die weit gefasste Verarbeitung von z.B. Zinn, Blei oder Kupfer meinen. Eine Differenzierung kann auch hier nicht klar vorgenommen werden – wird von Feinschmieden gesprochen, können Goldschmiede mitgemeint sein, jedoch nicht umgekehrt.

Im Folgenden werden archäologische Fundgruppen vorgestellt, die sich mit Goldschmieden in Verbindung bringen lassen – teils werden sie in der Literatur entsprechend der vorgestellten Terminologien auch als Überreste von Buntmetall- oder Feinschmiedeverarbeitung angesprochen. Somit soll auf der einen Seite ein Überblick über erwartbare Funde bei der Suche nach Goldschmieden gegeben werden, auf der anderen Seite soll eine Grundlage für die Einordnung unbekannter Funde geschaffen werden. Die Beispielfunde stammen überwiegend aus dem Frühmittelalter, die Arbeitsweisen sind im Vergleich zu Hoch- und Spätmittelalter jedoch kaum verändert, somit sind die vorgestellten Objekte übertragbar auf ein erwartbares Fundspektrum der späteren Perioden. Gleiches gilt für die geografische Zuordnung. Zu mittelalterlichen Goldschmieden ist insbesondere in Großbritannien viel Forschung betrieben worden, so dass auch angelsächsische Fundorte als Beispiele für Nachweise angeführt werden. Matthias Baumhauer hat ein System der qualitativen Differenzierung von Grabungsbefunden zum Metall verarbeitenden Handwerk entwickelt. Einzelbefunde (Werkzeuge, Modelle, Formen, Gussreste, Halbzeuge, Abfälle etc.) sind nur Verarbeitungshinweise, die ein eindeutigeres Bild bieten, je mehr vorliegen. Erst bei „geschlossene[m] Fundkomplex mit sicherem Befundzusammenhang“²⁰, also in Verbindung mit bspw. Ofenbefunden, können sie als tatsächlicher Nachweis einer

²⁰ C. Theune, Zentrum und Peripherie - Aussagemöglichkeiten zum mittelalterlichen Handwerk aufgrund archäologischer Quellen. In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (2008) 16.

Fertigungsstätte gelten. Hierfür kategorisiert Baumhauer anhand von Qualitätsgruppen: A1 bezeichnet gesicherte Befundkomplexe, A2 nur teilweise gesicherte Befunde, A3 nicht klar einzuordnende Funde. Einzelfunde von Gewerken, die keinen direkten archäologischen Befundnachweis haben, fallen in die Gruppe B. Solche Einzelfunde (z.B. Produktionsabfälle oder Halbfabrikate) können immer auch sekundär verlagert worden sein und so keine echten Erkenntnisse über den Fundort bieten. Das Ziel der Kategorisierung ist die klare Unterscheidung zwischen Anzeichen/Hinweisen und Belegen für Handwerk. Einige der unten genannten Funde sind in das System eingeordnet worden.²¹

Neben den genannten Arten von Einzelbefunden können natürlich in erster Linie die Produkte Aufschluss über das Arbeiten geben. Diese sind jedoch als archäologischer Fund extrem selten.

Fundstellen von Goldschmiedewerkzeug können im Frühmittelalter in einigen Fällen noch in Gräbern sein. Als Beispiel wäre hier das Grab 39 im westlichen Gräberfeld von Hovgaardsberg/Vendel aus dem 7./8. Jh. zu nennen, hier wurden Feilen und Zangen, ein Wetzstein, Rohmaterial sowie Waffen gefunden, die schon auf einen hohen Stand des bestatteten Handwerkers hindeuten. In einem Grab aus dem 6. Jh. in Héronville bei Caen fanden sich Treibhämmer, Punzen und spezifische Goldschmiedezangen. Ein besonders bekannter Werkzeugfund ist aus einem Grab von Mastermyr (Gotland) belegt, hier waren eine Handwaage, Treibhämmer, eine Flachzange, Metallsägen, Blechscheren, eine Punzierunterlage und ein kleiner Amboss mit ins Grab gegeben worden. Des Weiteren soll noch ein Kriegergrab des 6. Jhs. in Hérouvillette genannt sein, hier wurde ein Werkzeugkasten mit bestattet, der Goldschmiedewerkzeuge wie Treibhämmer, Zangen, Punzen, Einsteckambosse und eine Blechschere enthielt, außerdem Werkzeuge zur Holzbearbeitung (Abb. 8).²²

Mit fortschreitender Christianisierung und entsprechender Verbreitung einer beigabenlosen Grabsitte stehen Gräber im Hoch- und Spätmittelalter nicht mehr als Quelle von solchen Objektfunden zur Verfügung. Auch im Judentum gibt es keine Grabbeigaben.²³

So bilden beinahe ausschließlich Stadtgrabungen Potenzial für Goldschmiedewerkstatt- und Werkzeugbefunde.²⁴ „Direkte Hinweise auf

²¹ vgl. Theune 2008, 16.

²² vgl. Elbern 1998, 7, vgl. H. Roth, Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen (Stuttgart 1986) 42.

²³ vgl. Maintigneux 2021, Min. 21:25.

²⁴ vgl. Campbell 1991, 123.

edelmetallverarbeitendes Handwerk sind von Ausgrabungen in mittelalterlichen Städten des Arbeitsgebietes nur selten belegt. Dies dürfte in erster Linie im hohen materiellen Wert des Materials begründet sein, das nur in geringen Mengen als Verlustfund in die Erde kam.“²⁵ Zudem wurde das Goldschmiedehandwerk in der Regel in bestehenden Gebäuden betrieben und benötigte, anders als z.B. Fliesenbrennerei oder Töpferei, keine großen, fest verbauten Öfen, die einfacher nachzuvollziehen sind.²⁶

Im genannten Grundlagenwerk von Theophilus wird ein idealer Arbeitsplatz beschrieben. Dieser nennt eine eingetiefte Grube, auf deren Kante man bei der Arbeit sitzt und die auch feinste Feilungsreste auffangen kann. Es gibt Befunde für ähnliche Gruben in der Buntmetallverarbeitung in Höxter und Göttingen. Möglicherweise ist dies entsprechend auf das Goldschmiedehandwerk angewendet worden. Hierfür besteht jedoch noch kein konkreter archäologischer Nachweis.²⁷

Viele Werkstattbefunde der Buntmetallverarbeitung haben ein Erscheinungsbild, das auf erwartbare Goldschmiedebefunde übertragbar ist. Festgetretene Werkstattböden können mit kleinen Metallanteilen oder Resten von Gusströpfchen durchsetzt sein (gefunden in Höxter).²⁸ In Regensburg fanden sich Überbleibsel von Gold und Goldstaub in Verbindung mit einer nicht näher bestimmbareren Ofenform, diese sind jedoch nicht genauer zu datieren oder zuzuordnen. Sie könnten zum jüdischen Viertel, genauso aber zu späteren Händlerbuden an dem Standort gehört haben.²⁹

Damit sind auf das Werkstattgebäude bezogene Befunde auch schon weitestgehend erschöpft. Weiteren Aufschluss können Einzelfunde von beweglichen Objekten geben, die eine große Bandbreite an Fundgruppen bilden.

Herde oder Öfen können zwar vielfach nachgewiesen werden, jedoch meist sehr unspezifisch, da sie für viele Arten von Metall- oder anderen Arbeiten gebraucht wurden.³⁰ Sie sind nur in Verbindung mit weiterem konkretem Kontext Goldschmieden zuzuordnen. Eventuell kann auch die geringe Größe, ebenso wie bei Tiegeln, ein Hinweis zumindest auf Bunt- und Edelmetallverarbeitung sein. Ein

²⁵ M. Baumhauer, Archäologische Studie zu ausgewählten Aspekten der mittelalterlichen Handwerkstopographie im deutschsprachigen Raum. Bestandsaufnahme der Handwerksbefunde Bestandsaufnahme der Handwerksbefunde vom 6.-14. Jahrhundert und vergleichende Analyse. Dissertation (Tübingen 2003) 213.

²⁶ vgl. Cherry 2011, 11.

²⁷ vgl. E. Coatsworth/M. Pinder, The art of the Anglo-Saxon goldsmith. Fine Metalwork in Anglo-Saxon England: Its Practice and Practitioners (Woodbridge 2002) 27-28; vgl. S. Krabath, Buntmetallverarbeitung in der mittelalterlichen Stadt Höxter an der Weser. In: R. Röber (Hrsg.), Von Schmieden, Würfeln und Schreinern. Städtisches Handwerk im Mittelalter. ALManach 4 (Stuttgart 1999) 147.

²⁸ vgl. Krabath 1999, 138-139.

²⁹ vgl. Baumhauer 2003, 214.

³⁰ vgl. Cherry 2011, 44-45.

Ofenbefund aus der Celler Altstadt gehört zu den wenigen klar zuzuordnenden Beispielen. Hier wurde ein Treibofen aus Ziegelsteinen aus dem 14./15. Jh. ausgegraben, in unmittelbarer Nähe wurden Goldblech, eine Schmiedezeange aus Eisen und zwei Düsen aus Eisen entdeckt. Dieser relativ umfassende Befund wurde von Baumhauer in das dargelegte System mit der Qualität A1 eingeordnet.³¹

Für zielgerichtete Hitze, z.B. zum Löten, wurde vermutlich ein Blasrohr verwendet. Ein solches ist nirgendwo erhalten, es könnte aus organischen Materialien wie einem dünnen hohlen Knochen, einem Strohalm oder einer Röhre aus Erlenholz bestanden haben, das nach Verschleiß ins Feuer geworfen wurde.³² Solche hätten allerdings beim Arbeiten keine große Nähe zum Feuer überstanden. Es sind auch Blasrohre aus bspw. Messing denkbar, jedoch sind auch hier keine Funde bekannt. Möglicherweise ist ein solches auf Abbildung 9 von 1440/46 zu sehen.

Für größere, flächigere Hitze z.B. zum Schmelzen wurden Blasebälge benötigt, die aus Holz und Leder hergestellt waren und damit ebenfalls kaum erhalten sind. Die vorderen keramischen Düsen, Tuyères genannt, die im oder am Feuer lagen, sind jedoch als Funde bekannt. Vermutlich waren sie wegen der ständigen Hitzeeinwirkung ein Verbrauchsgegenstand, der häufig ausgewechselt wurde. Solche fanden sich z.B. in Ramsbury, Jarrow/Monkwearmouth oder Coppergate. Sie sind jedoch nicht von Blasebälgen zur Eisenverarbeitung zu unterscheiden³³.

Von Theophilus wird auch eine Zwischenform beschrieben, ein kleiner Hand-Blasebalg mit Eisendüse z.B. zum Emaillieren. Auch hierzu sind bis jetzt kaum archäologische Funde gemacht worden (s.o.),³⁴ doch eventuell gibt wiederum eine Bildquelle einen Hinweis auf ihr Vorhandensein (Abb. 10).

Lehmtiegel dienten zur Herstellung bzw. dem Guss des Rohmaterials, meist wurden sie wohl nach einer oder wenigen Anwendungen entsorgt, so dass zahlreiche Fragmente in Grabungen vorhanden sind. So fanden sich in einer Siedlungsgrabung in Helgö (Schweden) 54.000 Tiegelfragmente, die meisten mit Überresten von Gold, aber auch mit Silber oder Bronze. Weitere Beispiele stammen aus Northampton (10. Jh., Silber nachgewiesen), aus Cheddar/Somerset (10./11. Jh., Gold und Silber nachgewiesen), York (Silber und Gold nachgewiesen), Lincoln und Winchester (9.-12. Jh., Gold und Silber nachgewiesen) sowie diverse Exemplare aus dem 10.-14. Jh. aus

³¹ vgl. Baumhauer 2003, 213-215.

³² vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 31-32.

³³ vgl. ebd.

³⁴ vgl. ebd.

der Londoner Innenstadt. Bei ausreichender Größe kann anhand der Schlacken/Restbestandteile in der Wandung bestimmt werden, welches Metall damit verarbeitet wurde.³⁵ In der Osnabrücker Innenstadt wurde auch ein Tiegel aus Eisen gefunden (13./14. Jh.), der Rückstände von Silber, Bronze und Borax aufwies, jedoch nur in die Qualitätsgruppe B eingeordnet wurde.³⁶ Denn das Problem ist, dass Tiegelfragmente ebenso wie Schlacken als Abfallprodukt möglicherweise sekundär verlagert und so nur begrenzt zur Standortbestimmung einer Werkstatt zu gebrauchen sind.

In Kupellengefäßen³⁷ können meist Spuren von Silber nachgewiesen werden, aber auch Gold ist möglich. Beispiele stammen aus Coppergate/York (Mitte 10. Jh.) mit 5-10 cm Durchmesser, in Winchester fanden sich etwas später größere Exemplare mit 14 cm Durchmesser. Ein flacher schalenförmiger Tiegel aus Schönebeck/Thüringen kann aufgrund seiner Form nicht mit einer klassischen Tiegelzange bewegt werden, außerdem enthält er die Reste von Blei und Silber. Beides deutet auf eine Nutzung als Kupellengefäß hin. Solche Gefäße sind meist aus Keramik, ein spezielles Exemplar aus Coppergate besteht aus besonderem feuerfesterem Lehm. Eines ist aus verschmolzenem Quarz, vermutlich speziell für Gold mit einer höheren Schmelztemperatur von 1063°C im Gegensatz zu Silber mit 960°C. Hierfür wurden Quarzplättchen mit Flussmittel zu kleinen Blöcken mit ca. 5cm Kantenlänge verschmolzen, dies ergab ein schamotteartiges Material.³⁸

Kupellengefäße werden manchmal in Verbindung mit Bleikuchen gefunden. Diese sind etwa 2-3 cm dick, haben einen Durchmesser von 10-15cm, weisen meist eine leichte Senkung auf der Oberseite auf und bestehen überwiegend aus Bleioxiden. Dazu sind Reste von Silber und anderen beteiligten Metallen festzustellen. Ein solcher Bleikuchen wurde bspw. in Winchester ergraben.³⁹

Zementiergefäße/Trenngefäße⁴⁰ (Abb. 11) wurden unter anderem in Coppergate in Kontexten aus dem mittleren 9. bis in 11. Jh. gefunden, mit ca. 9 cm Kantenlänge und

³⁵ vgl. Campbell 1991, 123; vgl. Roth 1986, 50.

³⁶ vgl. Baumhauer 2003, 215.

³⁷ Kupellierung: Verfahren zum Trennen von (meistens) Silberlegierungen. Die Legierung wird mit Blei vermischt und geschmolzen, dann wird Luft über die Oberfläche geblasen und das Blei oxidiert. Das Oxid sorgt dafür, dass die anderen Unedelmetalle ebenfalls oxidieren und sich verflüchtigen bzw. in die Poren der Keramik kupelle sickern oder sich nach dem Erkalten auf der Oberfläche absetzen, so dass sie abgeschabt werden können. Das Silber bleibt zurück. Vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 34.

³⁸ vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 34-36; vgl. Roth 1986, 50.

³⁹ vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 36; vgl. Cherry 2011, 43-44.

⁴⁰ Zementieren: Verfahren speziell für die Trennung von Silber und Gold. Das Metall wird mit gemahlenden Fliesen oder gebrannter Ofenwand, Urin und Salz vermischt und in einen geschlossenen Trennbehälter gefüllt, dieser wird ca. 24 Stunden knapp unter der Schmelztemperatur der Metalle erhitzt. Dies wird zweimal wiederholt. Durch das Salz entsteht Silberchlorid, welches verfliegt bzw. sich in den beigemischten Keramikstücken und der Gefäßwand

6 cm Höhe. Ein anderes Beispiel stammt aus Winchester, hier wurden Fragmente aus dem 10. Jh. freigelegt.⁴¹

Eingüsse dienten zur Herstellung von verschieden geformtem Ausgangsmaterial, welches zu Blech ausgeschmiedet oder zu Draht gezogen werden konnte. Sie waren hauptsächlich aus Stein gefertigt (Sandstein, Kalkstein), was Funde aus dem 8./9. Jh. aus Hamwic und Fishergate/York belegen (Abb. 12). Barreneingüsse mit Rückständen von Edelmetallen stammen aus Oxford, Lincoln, Chester und Exeter. Von der Fundstelle Coppergate sind aus der Mitte des 9. bzw. aus dem 11. Jh. auch Varianten aus Speckstein und gebranntem Lehm bekannt. In Thetford fanden sich Fragmente aus Kreidestein, der wahrscheinlich wegen relativ niedriger Temperaturreistenz eher für Zinn und Blei (niedrigere Schmelztemperatur) verwendet wurde. Für einige wenige Güsse könnte er aber auch für Kupfer, Gold oder Silber verwendet worden sein.⁴²

Gusstechnik kann anhand verschiedener Verfahren vorgenommen werden. Beim Wachsausschmelzverfahren bleiben keine identifizierbaren Rückstände zurück. Bei wiederverwendbaren zweiteiligen oder einteiligen offenen Gussformen hingegen schon, mit denen das gleiche Objekt vielfach hergestellt werden konnte.⁴³ Zweiteilige Gussformen wurden für dreidimensionale tiefere Objekte verwendet und waren meist aus feinkörnigem Kalkstein (gefunden in Lincoln, Thetford und Netherton/Hants, Ashill/Norfolk). Oft ist nur noch eine Hälfte erhalten.⁴⁴ Ein einzigartiger Fund einer Fibelgussform besteht aus Ton und stammt aus Huy/Belgien.⁴⁵ Ebenso gab es einteilige Formen, wo das flüssige Material lediglich aufgegossen wurde, ein Beispiel stellt die Kupferform aus London dar (Abb. 13). Gussformen wurden möglicherweise für mehr als ein Metall verwendet. Oft lässt sich nicht zwischen der Verarbeitung unedler Metalle wie Zinn, Kupfer oder Bronze und Edelmetallen unterscheiden, da Metallrückstände nicht bei allen Formen festzustellen sind.⁴⁶

In diesem Feld liegt ein eigener Forschungsbereich, der untersucht, inwiefern exakt gleiche Gusserzeugnisse aus verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Objekten gefunden werden können, z.B. Figuren an Reliquiaren, Kelchen, Löffeln etc. Ein Beispiel bildet die Figur von St. James am Bischofsstab von Richard Fox (um 1501),

absetzt, es kann später durch ein Raffinationsverfahren zurückgewonnen werden. Das Gold bleibt rein im Gefäß zurück. Vgl. Brepohl 1987, 107.

⁴¹ vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 36.

⁴² vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 38-40.

⁴³ vgl. Campbell 1991, 218.

⁴⁴ vgl. ebd. 123-124.

⁴⁵ vgl. Roth 1986, 48.

⁴⁶ vgl. Cherry 2011, 46.

dieselbe Form findet sich an einem Löffelgriff von 1536/37 wieder (Abb. 14). Dies deutet auf eine Weitergabe von Gussformen über Generationen durch Erbe oder Werkstattübernahme hin.⁴⁷

Gussmodelle wurden für die Massenproduktion günstigerer Stücke verwendet, sie dienten als Probestücke/Entwürfe, Musterstücke oder Formmodelle. Solche Modelle aus Ton fanden sich in Nürnberg, sowohl mit profanen als auch sakralen Motiven. Aus früheren Siedlungs- und Grabbefunden, z.B. vom Runden Berg bei Urach oder Poysdorf in Österreich sind uns Bronze- oder Bleimodelle bekannt (Abb. 15). Auch Hartholz wie Linde oder Buchs wurde verwendet, jedoch scheint dies eher im Spätmittelalter und beginnender Neuzeit vorzukommen (Abb. 16).⁴⁸

Eine weitere große Fundgruppe stellen (Eisen-)Werkzeuge dar, die allerdings sehr selten ausgegraben werden. Sie waren klein, leicht zu transportieren, hatten großen Wert und sind vermutlich weitergegeben/vererbt worden.⁴⁹

Hämmer waren ein Grundwerkzeug in sehr verschiedenen Formen und Ausführungen für diverse Anwendungsgebiete (Blech ausschmieden, Treiben, Punzieren, Meißeln, Nieten...). Beispiele stammen aus Coppergate oder Dublin und den genannten Grabbefunden.⁵⁰

Zangen wurden für die Handhabung eines Stücks im Feuer benötigt, aber auch zum Biegen, Halten eines Werkstücks zum Feilen, Drahtziehen oder Schmieden. Hier kann nicht klar zwischen Werkzeug eines Fein- oder Grobschmieds unterschieden werden. Die Größe kann ein Hinweis sein, es wird eine Einordnung vorgeschlagen, bei der Zangen unter 30 cm Länge als die eines Feinschmieds angesprochen werden. Eine solche Zange ist in Tattershall Thorpe mit ca. 26 cm Länge gefunden worden. Ein anderes Stück aus Flixborough (9. Jh.) hat einen Feststellbügel zum Halten (Abb. 17).⁵¹

Punzen, Stempel und Stichel sind sehr schwer zu identifizieren, da sie eine simple Form haben (einfacher langgestreckter Stab), außerdem sind mögliche Funde häufig stark korrodiert. Wo Holzreste des Griffes erhalten sind, kann eine Verwendung als Gravierstichel vermutet werden. Allerdings bleibt unklar, für welches Material dieser verwendet wurde, er könnte auch für Holz, Knochen oder Elfenbein Anwendung gefunden haben. Beispiele vermuteter Funde stammen aus Coppergate und Tattershall

⁴⁷ vgl. Campbell 1991, 118.

⁴⁸ vgl. Vavra 2016, 279; vgl. Roth 1986, 46.

⁴⁹ vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 41-42.

⁵⁰ vgl. ebd. 42-44.

⁵¹ vgl. ebd. 50-52.

Thorpe. Da erhaltene Schmuckstücke sehr häufig Punzierungen zeigen, kann man davon ausgehen, dass es ein oft verwendetes Werkzeug war, das nicht ausreichend bestimmbar erhalten ist, um die tatsächliche Nutzung abzubilden.⁵²

Größere Feilen sind nicht vom Werkzeug eines Grobschmieds zu unterscheiden, außerdem sind auch sie für viele Materialien nutzbar (Knochen, Horn, Holz, Elfenbein...). Nadelfeilen lassen sich jedoch auf jeden Fall feinem Handwerk zuordnen. Eine solche fand sich in Tattershall Thorpe, mit 3,7 cm Hieblänge und 0,5 cm Stärke. Zwei wurden in Flixborough aus einem Kontext des 9. Jhs. gefunden, mit einer Hieblänge von 6 cm. Es wird angenommen, dass Nadelfeilen aufgrund ihrer geringen Größe meist stark korrodiert und daher gegebenenfalls, insbesondere in frühen Grabungen, nicht beachtet oder zerstört worden sind.⁵³

Blechscheren sind besonders seltene Funde, die vorhandenen haben sehr variable Formen. Ein Exemplar aus Tattershall Thorpe hat eine Länge von 18,3 cm, eines aus Coppergate 10,5 cm. Die geringe Größe und damit niedrige Hebelwirkung macht das Schneiden von härteren Metallen als Gold, Silber und Kupfer unmöglich, so dass relativ gesichert von einer Verwendung in einer Goldschmiedewerkstatt ausgegangen werden kann.⁵⁴

Zieheisen sind schwierig als solche zu bestimmen. Es gibt einige Funde, die so angesprochen werden, jedoch passt die Lochgröße und -abstufung nicht. Eine Verwendung als Formunterlage zum Nagelschmieden ist wahrscheinlicher. Ein Exemplar, das besser einzuordnen ist, stammt aus Staraja Ladoga (Nordwestrussland, Mitte 8. Jh.). Die Maße betragen 11x2x0,1 cm, es hat 87 Löcher in Abstufungen von 2 bis 0,2 mm Durchmesser. Aus Birka (Schweden) ist ein stark korrodiertes Stück mit einer Größe von 9x7x0,35 cm mit sieben Löchern bekannt, dessen Lochdurchmesser aufgrund des Erhaltungszustands nicht mehr gemessen werden können.⁵⁵ Beide sind jedoch sehr dünn für die starken Zugkräfte beim Drahtziehen, somit muss auch hier die Interpretation als Zieheisen in Frage gestellt werden.

Alle bekannten Funde von Gesenken oder Pressmatrizen sind aus Bronze und zur Herstellung von kleineren dreidimensionalen Motiven verwendet worden. Ein Metallblech wurde eingeschlagen und formte sich entsprechend, so wurden z.B. aufnehmbare Gewandapplikationen für Kleidung gefertigt. Bei den Matrizen besteht

⁵² vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 49-50; vgl. Campbell 1991, 124.

⁵³ vgl. Coatsworth/Pinder 2002, 54.

⁵⁴ vgl. ebd. 55.

⁵⁵ vgl. ebd. 61.

Verwechslungsgefahr mit einteiligen Gussmodellen. Solche Matrizen könnten auch z.B. zum Prägen von Leder verwendet worden sein, somit kann auch hier eine Anwendung in einer Goldschmiede nur durch weiteren Kontext festgestellt werden. Beispiele wurden in Hyldagergard (Dänemark), Petersberg bei Bonn, Rheinhessen, Abenheim, Barton-on-Humber und Moyse's Hall (England) gefunden.⁵⁶

Neben den genannten Werkzeugen gibt es weiteres Zubehör, das auf eine Goldschmiedetätigkeit hinweisen kann. Dazu gehören Wiegengewichte, die jedoch wenig erhalten sind (Bsp.: Exeter, Roche Abbey/York, 15. Jh.).⁵⁷

Des Weiteren sind Prüfsteine zu nennen, die zur Unterscheidung und zum Nachweis eines bestimmten Goldlegierungsverhältnisses dienten. Solche wurden bspw. in Winchester in Kontexten aus dem 9. und 10. Jh. gefunden, hierauf waren noch Goldabreibungen zu erkennen, außerdem in einer Abfallgrube des 13. Jh. in der Nähe einer archäologisch gesicherten Goldschmiedewerkstatt in Exeter (s. auch Kapitel 3.4). Nach diesen Entdeckungen wurden zahlreiche Funde neu bewertet, denn viele Prüfsteine waren bisher als Schleifsteine angesprochen worden. Laut Schriftquellen und rezenter Anwendung gehörten zu den Steinen auch Prüfnadeln, von denen allerdings bisher keine Funde bekannt sind.⁵⁸

Quecksilber konnte neben Pressmatrizen, Gold- und Silberstabbarren sowie Schmelztiegeln, die einen eindeutigen Goldschmiedekontext bilden, in Haithabu (8.-10. Jh.) gefunden werden. Insgesamt 287 g waren auf fünf Fundorte verteilt. Dies könnte auf Feuervergoldung hindeuten, die Menge wäre jedoch im Verhältnis zum bekannten feuervergoldeten Fundspektrum sehr groß, möglicherweise war ein Anteil als Verlustfund von Handelswaren in den Boden gelangt.⁵⁹

Auch Nebenmaterialien wie Wachs, Edelsteine wie Almandine, sowie Blei oder Zinn etc. können auf eine Goldschmiede hinweisen.⁶⁰

Bei der Rekonstruktion verwendeter Werkzeuge und weiterem Zubehör sowie der Interpretation archäologischer Funde können wiederum Bildquellen eine wichtige Ergänzung darstellen. Sehr häufig sind als Hauptmerkmal und Identifizierung des Handwerks Hämmer abgebildet (s. Abb. 1, Abb. 4, Abb. 18). Weitere Werkzeuge wie Zangen, Zirkel, Ambosse oder Zieheisen, teils in Benutzung, sind bspw. auf Abbildung 7 zu sehen.

⁵⁶ vgl. Cherry 2011, 46; vgl. Roth 1986, 52.

⁵⁷ vgl. Campbell 1991, 126.

⁵⁸ vgl. ebd. 124.

⁵⁹ vgl. Baumhauer 2003, 188, 367-368.

⁶⁰ vgl. Roth 1986, 59.

Hinsichtlich der archäologischen Betrachtung von Goldschmiedefunden und -befunden lässt sich zusammenfassend feststellen, dass die Abgrenzung schwerfällt. Bei Öfen und Werkzeugen ist es oft kaum möglich zu unterscheiden, ob sie von einem Grobschmied stammten, zur Buntmetallverarbeitung oder einem Feinschmied dienten oder ob sie sich tatsächlich der Gold- und Silberverarbeitung zuordnen lassen. Gegebenenfalls waren manche Werkzeuge auch für die Verarbeitung nichtmetallischer Materialien nutzbar.

Die Größe der Objekte kann ein Hinweis zur Abgrenzung von Grobschmieden sein. Allerdings macht Theophilus in seinem Werk detaillierte Angaben zur Herstellung von Feilen, Sticheln, Punzen oder Meißeln.⁶¹ Dies legt nahe, dass zumindest manche Goldschmiede kleinere Werkzeuge nicht bei einem Grobschmied in Auftrag gaben, sondern selbst anfertigten. Dies erschwert wiederum die Zuordnung der Werkzeuge zu einem Grobschmied, da auch ein Goldschmied grundlegende Grobschmiedewerkzeuge besessen haben könnte.

Klare archäologische Belege für Goldschmieden können nur umfangreiche Fundspektren bilden oder sehr unmittelbare Nachweise wie z.B. feststellbare Rückstände von Gold oder Silber in der Wandung von Schmelztiegeln.

3. Das jüdische Handwerk – verboten und doch ausgeübt?

„The two [...] professions [Gold- und Silberschmied, Anm. d. V.] [...] have occupied Jewish craftsmen uninterruptedly from biblical times to the present. The highly skilled nature of the work, the relatively constant value of the two precious metals and the universal demand for artifacts made of them, their ready transportability, and not least, their use throughout the ages in Jewish ritual and ceremonial objects, all help account for the fact that Jewish goldsmiths and silversmiths can be found in almost every period of Jewish history wherever Jewish communities existed.“⁶²

Leider sind so gut wie keine überlieferten materiellen Zeugnisse jüdischen Goldschmiedehandwerks erhalten, da sie häufig eingeschmolzen wurden und/oder bei der im europäischen Raum häufigen Zerstörung und Plünderung von jüdischen Gemeinden verloren gingen. Einige Stücke sind durch Ausgrabungen wieder zutage gefördert worden.

⁶¹ vgl. Brepohl 1987, 71-83.

⁶² H. Wasserman, s.v. „Goldsmiths and silversmiths“. In: F. Skolnik/M. Berenbaum, *Encyclopaedia Judaica* VII² (Detroit 2007) 724.

Südlich der Pyrenäen und im Mittelmeerraum gab es im Mittelalter ein florierendes jüdisches Goldschmiedehandwerk. Jüdische Gold- und Silberschmiede erwarben sich einen Ruf in Nordafrika, in der Sahara, im Jemen, in Prag, in Italien und in Südfrankreich, Städte wie Novara, Paris oder Trévoux sind durch solche jüdischen Kunsthandwerker berühmt und reich geworden. Nördlich der Demarkationslinie, die die Pyrenäen bildeten, gab es sie jedoch kaum.⁶³ Das Handwerk spielte in Nord- und Mitteleuropa als eine Form des Lebensunterhalts von Juden nur eine kleine Rolle. Weder die gewährten Privilegien bis zum 15. Jh. noch die innerjüdischen Schriften lassen auf eine große Relevanz von Handwerkern schließen⁶⁴. Nichtsdestotrotz lässt sich das jüdische Goldschmiedehandwerk in kleinem Rahmen nachweisen, es war zweifellos vorhanden.

Alle jüdischen Tätigkeiten im Handwerk wurden im Zuge der allmählichen Entstehung der Zünfte zunehmend eingeschränkt. Dies geschah jedoch nicht einheitlich, sondern war ein längerer Prozess. In vielen Städten dauerte es bis zum Ende des 14. Jhs., bis es Zünfte in der bekannten Form gab (s. Kapitel 2.1).⁶⁵ Bis zu diesem Zeitpunkt blieben Juden dort von dem Monopol der Zünfte unberührt. Der schließlich formulierte explizite Ausschluss von Juden lässt laut Mark Wischnitzer darauf schließen, dass es Vorstöße von Juden gab, in die Zünfte aufgenommen zu werden.⁶⁶

Außerhalb Deutschlands, z.B. in Polen oder im Baltikum, entstanden jüdische Handwerkszünfte mit sehr ähnlichen Strukturen und Regeln wie in den christlichen Zünften.⁶⁷

Dass trotz der Vormachtstellung von Zünften manches Handwerk von Juden weiterhin betrieben werden konnte, ist in vielen städtischen Dokumenten nachgewiesen. Es blieb in weiten Teilen Deutschlands in kleinem Rahmen für den Eigenbedarf der Gemeinden gestattet. Darunter fielen Handwerker wie Buchbinder und -illuminierer, Barbieri, Metzger, Bäcker, Winzer, Seifenmacher, Sticker, Weber, Pergamentmacher, Schreiber oder Goldschmiede. Sie durften aber im Regelfall nur an jüdische Kundschaft

⁶³ vgl. Wasserman 2007, 724; vgl. M. Grunwald, Berufe der Juden. Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, 25, 1922, 401.

⁶⁴ vgl. Th. Lavi/L.-Z. Herscovici, s.v. „Crafts“. In: In: F. Skolnik/M. Berenbaum, Encyclopaedia Judaica V² (Detroit 2007) 267.

⁶⁵ vgl. W. Geiger, Das Mittelalter. In: M. Liepach/D. Sadowski (Hrsg.), Jüdische Geschichte im Schulbuch. Eine Bestandsaufnahme anhand aktueller Lehrwerke (Göttingen 2014) 53-54.

⁶⁶ vgl. M. Wischnitzer, A history of Jewish crafts and guilds (New York 1965) 88.

⁶⁷ vgl. ebd. 262.

verkaufen, der Kontakt zu christlichen Märkten war marginal (s. dazu auch Kapitel 3.1).⁶⁸

Es gab eine Unterteilung in höhergestellte Handwerke, die mit dem monetären Bereich und dem Handel mit Luxuswaren in Verbindung zu bringen waren (z.B. Münzer, Goldschmiede, Juweliere, Graveure) oder in den kulturellen Bereich fielen (Buchbinder/-maler, Papiermacher, Kartographen, Hersteller nautischer Instrumente, Ärzte/Apotheker etc.), und niedrigeren Tätigkeiten, in die manche Juden abgedrängt wurden.⁶⁹ Dazu gehörten Reparaturarbeiten vor allem in der Textilverarbeitung (Färben, Gerben, Schneiderei, Flicker etc.) sowie allgemein schmutzige oder ungesunde Tätigkeiten.⁷⁰

Die Nähe oder Überschneidung der höhergestellten Handwerke mit den lange als „typisch jüdische“ Geldgeschäfte angenommenen Tätigkeiten wie Pfandleihertum, Geldverleih mit Zinsnahme und Handel scheint das alte, vorurteilsbehaftete Bild zu bestätigen. Allerdings waren Juden nicht die einzigen, die diese Berufe ausführen durften, von Christen wurden sie weiterhin ebenso ausgeübt – und hier herrschte eine ebensolche Nähe zwischen den Tätigkeiten, da sie simpel aus praktischen Gründen zusammenpassten.⁷¹

Nun soll ein Blick darauf geworfen werden, inwiefern speziell jüdische Goldschmiede nach dem Entstehen der Zünfte weiterhin tätig waren. Es gibt einige Beispiele von Schriftquellen mit Hinweisen auf jüdische Goldschmiede, die in der jüdischen wie in der christlichen Gesellschaft zu den höher angesehenen Handwerkern gehörten. So findet sich ein Trierer Dokument von 1360 über die Ansiedlung zweier Juden, von denen einer als Fromelin von Zabern, Goldschmied, benannt wird. Um 1515 wurden in Hanau mehrere jüdische Goldschmiede erwähnt. Des Weiteren gibt es Dokumente über konvertierte Juden, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor der Konversion zum Christentum Goldschmiede waren. Blickt man etwas weiter, finden sich auch Erwähnungen aus den Niederlanden, Prag oder England. Bei all diesen Nennungen ist jedoch jeder weitere Kontext unbekannt, z.B. wo der Handwerker gelernt hat, wie lange er schon tätig war oder welche Objekte er produzierte.⁷²

⁶⁸ vgl. W. Cahnman, Rolle und Bedeutung der jüdischen Handwerkerklasse. *European Journal of Sociology* 13, 1972, 119; vgl. Wischnitzer 1965, 88-89.

⁶⁹ vgl. Cahnman 1972, 119.

⁷⁰ vgl. ebd. 121.

⁷¹ vgl. A. Herzig, 10. bis 14. Jahrhundert: bedrohte Blütezeit. *Jüdische Siedlungen im mittelalterlichen Kaiserreich* (2010). <<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/juedisches-leben-in-deutschland-304/7653/10-bis-14-jahrhundert-bedrohte-blueezeit/>> [Stand: 17. April 2024].

⁷² vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 3-4.

Weiteren Aufschluss bieten Verbote als Quellen. Diese galten regional in den Städten und waren uneinheitlich geregelt. Sie Verbote legen nahe, dass jüdische Goldschmiede mindestens bis zu deren Inkrafttreten dieser ihrer Tätigkeit nachgehen konnten, je nachdem, wie massiv sie durch die Erlasse eingeschränkt waren, möglicherweise auch weiterhin. Mancherorts war schon der Kauf von Rohmaterialien verboten bzw. eingeschränkt. So war in Augsburg ab 1267 der Erwerb von Silber durch Juden ohne Erlaubnis des städtischen Münzmeisters nicht zulässig. In Regensburg wurde 1514 ein Verbot geplant, das allerdings nie in Kraft trat. Dieses hätte Juden untersagt, mit Edelsteinen zu handeln, als Pfand angenommene Stücke zu verändern sowie Schmelzöfen zu betreiben. So wären Juden gezwungen gewesen, ihr Material bei einem christlichen Goldschmied einschmelzen zu lassen.⁷³ Verbote, Edelmetall zu schmelzen, wurden in manchen Städten jedoch rechtskräftig erlassen, so in Ulm 1425 oder in Nürnberg 1490 (hier gab es allerdings Ausnahmen der strengen Regelungen, so war es einem Juden unter bestimmten Umständen erlaubt, das Goldschmiedehandwerk zu erlernen). Umgekehrt verbot die Zunft in Köln im 14. Jh. den christlichen Goldschmieden, das Material von Juden einzuschmelzen.⁷⁴

Weiterhin gibt es zahlreiche Beschwerden von Zunftmitgliedern über Konkurrenz von jüdischen Goldschmieden, z.B. aus Frankfurt 1517/18, die das in gewissem Rahmen legale Fortbestehen des Handwerks trotz der Zünfte belegen.⁷⁵ Lehnertz und Stürzebecher schließen: „The frequency of mentions of Jewish goldsmiths indicates that Jews were not uncommon in this profession.“⁷⁶

In rabbinischen Schriften der Aschkenas sind jüdische Goldschmiede so gut wie gar nicht behandelt. Lediglich das Thema der Silber-Raffination als Teil bzw. Vorstufe des Goldschmiedehandwerks wird erwähnt. Es wird diskutiert, ob diese Tätigkeit am Sabbat ausgeführt werden durfte, falls die Gefahr bestand, ansonsten nichtjüdische Kunden zu verlieren. Dieses Thema kommt einmal im 11. Jh. sowie im 13. Jh. vor. Dass es kaum diskutiert wurde, bedeutet allerdings nicht, dass das Handwerk nicht betrieben wurde, sondern nur, dass es möglicherweise keinen Klärungsbedarf in dem Zusammenhang gab („argumentum ex silentio“).⁷⁷

Hinweise können auch Friedhöfe geben. So kommt auf einer Vielzahl von Grabsteinen auf dem alten jüdischen Friedhof in Prag das Wort Goldschmied vor. Allerdings wurde

⁷³ vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 7-8.

⁷⁴ vgl. ebd. 13.

⁷⁵ vgl. ebd. 9-10.

⁷⁶ ebd. 4.

⁷⁷ vgl. ebd. 6.

die Bezeichnung „Zoref“ (oder „Haçorfi“ in anderer Schreibweise) für Goldschmied im Laufe der Zeit auch unabhängig von der Tätigkeit zum levitischen Familiennamen. Auch das deutsche Wort Goldschmied bzw. Abwandlungen davon haben sich als levitischer Name gehalten, dies deutet auf eine große Verbreitung und Relevanz des Gewerbes hin.⁷⁸

Wie bereits erwähnt, war unter anderem das Goldschmiedehandwerk eng mit dem des Pfandleihers, Geldwechslers, Münzers und ähnlichen Berufen verflochten.⁷⁹ Dies ist auf unterschiedliche Weise denkbar. Ein Goldschmied könnte selbst hergestellte Waren verkauft und bereits dabei Kredit an Kunden gewährt haben.⁸⁰ Da Pfandleiher die ihnen anvertrauten Gegenstände instand halten mussten oder bei Übernahme in gutem Zustand oder als Rohmaterial weiterverkaufen wollten, bot sich handwerkliches Wissen in diesem Kontext an.⁸¹ Außerdem ist nicht auszuschließen, dass sich jüdische Goldschmiede, denen die Ausübung verboten war, anders benannt und das Handwerk im Geheimen weitergeführt haben könnten, z.B. als Münzmeister, Goldscheider o.ä. Es gibt keine an Objekten feststellbaren Unterschiede in der Fertigung, die auf jüdische oder nicht-jüdische Handwerker hindeuten. Hebräische Inschriften sind der Beweis für den Gebrauch in jüdischem Kontext. Die Art der Ausführung kann auf einen jüdischen Hersteller hindeuten – allerdings ist auch die Fertigung durch einen Christen keineswegs ausgeschlossen (s. Kapitel 3.1).⁸² Somit ist keine klare Zuordnung von Objekten zu jüdischen Goldschmieden möglich: „Unfortunately, no surviving medieval goldsmiths’ works provide any direct evidence of Jewish goldsmiths’ works. [...] In principle, we can rarely trace medieval objects in general, goldsmiths’ work in particular, back to specific manufacturers, be they Christian or Jewish. We have scattered names of Jewish goldsmiths on the one hand and objects—ritual and profane—used by Jews on the other hand.“⁸³

Hinsichtlich der historischen Informationen zu jüdischem Goldschmiedehandwerk kann folgendes Zwischenfazit gezogen werden: Es gibt zahlreiche indirekte schriftliche Hinweise, hauptsächlich durch Verbote und Beschwerden, archäologisch ist das jüdische Handwerk jedoch kaum nachzuweisen (s. Kapitel 3.4.). Jüdische Goldschmiede scheinen auch nach der Gründung von Zünften noch vorhanden

⁷⁸ vgl. A. Wolf, Etwas über jüdische Kunst und ältere jüdische Künstler. Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde 9, 1902, 16; vgl. Grunwald 1922, 26.

⁷⁹ vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 5.

⁸⁰ vgl. Cahnman 1972, 122-123.

⁸¹ vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 12.

⁸² vgl. ebd. 19.

⁸³ ebd.

gewesen zu sein, allerdings nur vereinzelt und vermutlich in den meisten Fällen in Verbindung mit einer anderen Tätigkeit als Pfandleiher o.ä. Möglicherweise übten sie die Tätigkeit auch im Rahmen der erlaubten Produktion für den Eigenbedarf einer Gemeinde aus.

3.1 Verhältnis und Abgrenzung zu christlichen Goldschmieden

In zahlreichen deutschen Städten lag das Goldschmiedenviertel unmittelbar neben dem jüdischen Viertel. Es gab bis zum Ende des Mittelalters keine festen Grenzen und teilweise waren christliche und jüdische Besiedlung durchmischt.⁸⁴ Die Bevölkerungsgruppen beeinflussten sich gegenseitig. Lange Zeit sprachen sie dieselbe Sprache, die Vorform des Jiddischen entwickelte sich erst im 14. Jh.⁸⁵ Die gotische Formensprache hatte einen starken Einfluss auf jüdische Kunst dieser Zeit, auch aufgrund teilweise enger Zusammenarbeit.⁸⁶ Neben den bekannten Gräueltaten und Pogromen an Juden werden häufig die langen Zeiten friedlicher Koexistenz verkannt.⁸⁷ Die Zusammenarbeit von Christen und Juden wurde jedoch im Laufe des Mittelalters immer mehr durch verschiedenartige Kontaktverbote eingeschränkt.⁸⁸

Betrachtet man die gesamte Sparte des Handwerks, finden sich einige Beispiele, in denen enge Kooperation stattfand. An mancher Stelle arbeiteten Christen für Juden. Diverse Nachweise finden sich vor allem im Baugewerbe (bspw. wurden die Synagogen in Regensburg und Worms von Christen errichtet, in Frankfurt ist ein christlicher Ofensetzer und Ziegeldecker für die Arbeit am Haus des Juden Jakob von Eppstein dokumentiert).⁸⁹ Auch in der Illuminierung von jüdischen Werken waren Christen beteiligt.⁹⁰ Jüdische Kultobjekte wurden zwar sehr wahrscheinlich beinahe ausschließlich von jüdischen Handwerkern gefertigt, in Ausnahmefällen waren sie wohl bei christlichen Handwerkern in Auftrag gegeben, wenn es in einer Gemeinde keinen entsprechenden jüdischen Handwerker gab.⁹¹ Im „Probierbuch der Frankfurter Goldschmiede“, das erst 1512-76 verfasst wurde, aber noch Rückschlüsse auf das

⁸⁴ vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 1-2.

⁸⁵ vgl. Herzig 2010.

⁸⁶ vgl. J. Shatzmiller, Cultural Exchange. Jews, Christians, and Art in the Medieval Marketplace (Princeton 2013) 119.

⁸⁷ vgl. P. Herde, Gestaltung und Krisis. Juden und Nicht-Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zur Neuzeit. In: C. Heinemann (Hrsg.), Neunhundert Jahre Geschichte der Juden. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 6 (Wiesbaden 1983) 3.

⁸⁸ vgl. A. Lehnertz, Christen im öffentlichen und privaten Raum der mittelalterlichen Judenviertel. Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 1, 2020, 42.

⁸⁹ vgl. Lehnertz 2020, 41-42; vgl. Herzig 2010.

⁹⁰ vgl. Herzig 2010.

⁹¹ vgl. Wolf 1902, 13.

Spätmittelalter zulässt, dokumentieren zwölf Einträge die Kooperation von lokalen, christlichen Goldschmieden und jüdischen Handwerkern bezüglich der Herstellung von Besamim (einer Art Duftbehälter, die in den jüdischen Sabbat- und Feiertags-Ritualen eine Rolle spielt).⁹² Unter Umständen kann die Verarbeitung einen Hinweis auf den Hersteller bieten, so ist die Gravur der hebräischen Buchstaben auf dem Hochzeitsring von Weißenfels (s. Kapitel 3.3) sehr unsauber bzw. unklar ausgeführt. Die Vermutung liegt nahe, dass der Handwerker nach einer Vorlage gearbeitet hat, ohne die Buchstaben selbst gelernt zu haben - es könnte also ein christlicher Goldschmied gewesen sein.⁹³

Häufig kauften christliche Goldschmiede verpfändete und nicht ausgelöste Stücke von jüdischen Pfandleihern an, da es in manchen Städten nur den christlichen Handwerkern erlaubt war, Schmelzöfen mit Temperaturen zum Schmelzen von Gold und Silber zu besitzen.⁹⁴

Umgekehrt lässt sich auch handwerkliche Arbeit von Juden für Christen nachweisen. Insbesondere Schreiber/Illuminierer und Buchbinder sind im deutschen Raum dokumentiert, es wurden sogar Bibeln von Juden kopiert und illuminiert.⁹⁵ Wirft man einen Blick ins Ausland, wurden auch weitere sakrale Gegenstände von Juden gefertigt. In Italien wurden Rosenkränze aus Koralle hergestellt, in Spanien findet sich ein Beispiel, in dem 1399 ein Reliquiar für Augustinian von Barcelona oder 1385 ein Vortragekreuz für die Kirche von Alcañas hergestellt wurde.⁹⁶

Der Verkauf von „verbotenen“ Produkten wie nicht-koscherem Fleisch oder spezifisch christlichen Gegenständen war Juden durch ihre eigenen Regeln bis zu einem gewissen Grad erlaubt, wenn sie damit ihren Lebensunterhalt verdienten.⁹⁷

Juden verrichteten keine Arbeit an ihrem Sabbat (von Freitagabend bis Sonntagmorgen).⁹⁸ In der Praxis ist dies wohl einer der wenigen, wenn nicht gar der einzige faktische Unterschied zur Arbeit von Christen, die ihren religiösen Feiertag und damit arbeitsfreien Tag am Sonntag vollzogen.

⁹² vgl. Shatzmiller 2013, 121.

⁹³ vgl. Lehnertz/Stürzebecher 2024, 20.

⁹⁴ vgl. ebd. 1-2.

⁹⁵ vgl. Shatzmiller 2013, 115, 144.

⁹⁶ vgl. ebd. 142, 155.

⁹⁷ vgl. ebd. 156-157.

⁹⁸ vgl. Wischnitzer 1965, 267.

3.2 Bedeutung von Schmuck und Goldschmiedehandwerk im jüdischen Glauben

Nun soll ein kurzer Blick auf die Stellung von Goldschmieden und Handwerk allgemein im jüdischen Glauben geworfen werden. Im Talmud wird das Erlernen eines Handwerks empfohlen und ist positiv konnotiert, allerdings in Form der Ergänzung zur geistigen/theologischen Bildung mit dem Zweck, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Im alten Palästina und Babylonien waren jüdische Handwerker jedoch wegen ihrer Gelehrsamkeit und nicht wegen des Handwerks angesehen: „Ihre gelehrte Frömmigkeit wurde geschätzt, aber das bedeutet nicht, daß [sic.] Handwerker als solche hohes Prestige genossen. Häufiger war sogar das Gegenteil der Fall.“⁹⁹ Es gab eine starke Unterscheidung zwischen niedriger körperlicher Arbeit als Handwerk mit geringem Ansehen und handwerklicher Betätigung, die mit Gelehrsamkeit in Verbindung stand (s. Kapitel 3.).¹⁰⁰

In der Gesetzgebung gab es Regelungen für handwerkliche Arbeiter: „[...E]s ist ein besonderes Merkmal jüdischer Gesetzgebung und Rechtsprechung - verglichen mit ähnlicher Gesetzgebung und Rechtsprechung anderswo - daß [sic.] die Interessen des Arbeitnehmers nicht weniger geschützt waren als die des Arbeitgebers.“¹⁰¹ Einerseits hatte z.B. jeder jüdische Handwerker einen Anspruch auf sofortige Bezahlung. Andererseits waren manche Rechte auch eine Form des negativen Privilegs, so konnte das Tischgebet zur Zeiteinsparung abgekürzt werden oder die Arbeit bis mittags vor dem Pessachfest zulässig sein.¹⁰²

Christliche Erlasse zu Kleiderordnungen wie die Kölner Judenverordnung vom 4. Juli 1404 lassen Rückschlüsse darauf zu, wie Juden sich vor solchen Beschränkungen gekleidet und geschmückt haben. Es wird deutlich, dass es alltäglich war, Schmuck zu tragen. Folgendes besagt die Kölner Verordnung: „An Werktagen dürfen jüdische Frauen Ringe von höchstens drei Gulden Wert tragen, und zwar an jeder Hand nur einen. [...] An ihren Feiertagen dürfen sie [die Juden, Anm. d. Verf.] Gürtel bis zum Wert von zwei Mark Silber tragen und ebenso dürfen dann die Frauen zwei Ringe bis zu sechs Gulden Wert haben. [...] Ein Judenmädchen darf nur ein Halsband unter zwei

⁹⁹ Cahnman 1972, 115.

¹⁰⁰ vgl. ebd. 115-116.

¹⁰¹ ebd. 116.

¹⁰² vgl. ebd.

Finger breit und 6 Gulden Wert tragen. [...] Jüdinnen dürfen werktags Ringe von höchstens drei Gulden Wert tragen, einen an jeder Hand.“¹⁰³

Es ist davon auszugehen, dass es vielfach nicht „den christlichen“ oder „den jüdischen“ Schmuck gab, sondern eine allgemeine, unabhängig von der Religion getragene profane Schmuckmode. Gleiches gilt für die Kleidung, solange es erlaubt war. Nachgewiesenermaßen wurden zwischen christlichen und jüdischen Frauen sogar Kleider getauscht.¹⁰⁴

In Europa wurden im Verlauf des Mittelalters Kleidungs Gesetze erlassen, die darauf abzielten, die Klassen klar ersichtlich zu trennen. Sie beinhalteten auch das Verbot oder die massive Eingrenzung von Schmuck, um sich nicht den Anschein eines höheren, nicht zutreffenden Status geben zu können. Zudem gab es in den drei monotheistischen Religionen (Christentum, Judentum, Islam) Kleiderordnungen bzw. Luxusgesetze. Diese sollten Protz, übermäßige Ausgaben und ggf. die daraus resultierende Verschuldung verhindern, weiterhin gab es in allen drei Religionen eine Form der Sünde des Hochmuts.¹⁰⁵ So gehörten allgemeine Gesetze zur Bescheidenheit auch fest zum jüdischen Leben. Solche Regelungen wurden zum Teil von Juden und auch in der christlichen Klassengesellschaft kaum eingehalten, für jede Gesetzgebung galt häufig eine große Diskrepanz zwischen theoretischer Ordnung und der Praxis. Verfehlungen wurden, je nach Gesetz, kaum verfolgt, und eine Elite, die Geld für die Zurschaustellung von großem Luxus hatte, konnte es sich aufgrund ihres Einflusses außerdem leisten, die Gesetze zu einem gewissen Grad zu ignorieren. Auch wohlhabende Juden konnten manchmal Ausnahmen für ihre Familien erwirken.¹⁰⁶

Das Tragen von Schmuck insbesondere am Sabbat ist ein häufig diskutiertes Thema in der rabbinischen Literatur, insbesondere im 11. Jh. Arbeit war am Sabbat verboten, dazu gehörte auch das Tragen von Gegenständen in der Öffentlichkeit. Schmuck war eine Grauzone, da er zur Kleidung gerechnet werden konnte, die direkt am Körper lag, und nicht als Gegenstand. Meist wurde er als Ausnahme angesehen und durfte getragen

¹⁰³ Die Kölner Judenverordnung ist in der mir zugänglichen Literatur nirgendwo vollständig zu finden, der abgedruckte Abschnitt ist aus folgenden zwei Quellen entnommen und zusammengesetzt: Ernst Klett Verlag, Jüdisches Leben in der Stadt. Arbeitsblatt aus Lehrwerk „mitnischen, KV 58“ (Stuttgart 2007); E. F. L., Judentum-Projekt - Kleiderordnung (2021); <<https://www.judentum-projekt.de/geschichte/mittelalter/kleiderordnung/index.php>> [Stand: 23. Juni 2024]. Beide entsprechen keinen wissenschaftlichen Standards, abgesehen von den dort zitierten Auszügen aus der Verordnung sind jedoch keine Inhalte entnommen.

¹⁰⁴ vgl. M. Schnitzer, The Treasure: Women, Halakha and Jewelry in Medieval Northern France and Germany. Cultural and Religion Studies 5/12, 2017, 726.

¹⁰⁵ vgl. S. Yahalom, Men's Jewelry in Medieval Jewish Society: Nahmanides Approach. Journal of Medieval Iberian Studies 11/1, 2019, 64.

¹⁰⁶ vgl. ebd. 66-67.

werden.¹⁰⁷ Besonderer Diskussionspunkt war das Tragen von Schmuck am Sabbat bei Frauen. Der palästinensische Talmud legte fest, es sei wahrscheinlich, dass Frauen aufgrund ihrer Eitelkeit den Schmuck abnahmen, um ihn ihren Freundinnen zu zeigen, und er dann ein getragener Gegenstand wäre.¹⁰⁸ Außerdem konnte das Reinigungsritual im Mikwe-Bad nach der Menstruation auf den Sabbat fallen und für die Reinigung war das Tragen von Schmuck absolut unzulässig. So konnte es ebenso zum Abnehmen von Schmuck und der „Vergegenständlichung“ am Sabbat kommen.¹⁰⁹ Viele weitergeführte, diskutierte Regeln erkannten jedoch an, dass die übliche Art, sich zu kleiden, einem fortwährenden Wandel unterlag, ebenso die gesellschaftliche Norm zum Tragen von Schmuck. Es war im Mittelalter normal und ein Zeichen des Wohlstands, im Alltag Schmuck zu tragen, daher wäre es eine Demütigung und Herabsetzung gewesen, es den Frauen zu verbieten.¹¹⁰

Eine in dieser Hinsicht progressive Wandlung ging von Nordfrankreich aus und verbreitete sich langsam auch in anderen Teilen Europas. Der Ursprung der offeneren Position lag in den Schriften von Rabbi Rashi aus dem 11. Jh., so erlaubten immer mehr Rabbis das Tragen von Schmuck für Frauen am Sabbat.¹¹¹

Im 11. und 12. Jh. fand ein Wandel in der allgemeinen Kleidermode auch von Christen statt. Ausgehend von den entstehenden Handelszentren in Nordfrankreich wie Troyes entwickelte sich eine klare Trennung von Männer- und Frauenkleidung. Insgesamt bekam Kleidung als Statussymbol einen höheren Stellenwert. Damit wurde auch die Tradition gefestigt und weiterentwickelt, sich zu Feiertagen mit besonderer Kleidung und Schmuck auszustatten. Dies hatte auch Einfluss auf das jüdische Leben.

Das Tragen von Schmuck, vor allem am Sabbat, wurde zwar vielerorts in jüdischen Gemeinden noch abgelehnt, aber nicht verboten - vielleicht weil es schon so üblich geworden war, dass ein Verbot es auch nicht verhindert hätte. So wurde eine entsprechende Regelung schließlich in die Halakha (schriftliches jüdisches Gesetz) aufgenommen und überregional gültig.¹¹²

Eine besondere Ausprägung der Thematik des Schmucktragens am Sabbat war die der Schlüsselträgerin. Christliche wie jüdische Hausherrinnen verwahrten die Schlüssel für die Truhen mit Wertgegenständen im Haus und trugen sie meist an der Kleidung,

¹⁰⁷ vgl. Schnitzer 2017, 719.

¹⁰⁸ vgl. Yahalom 2019, 60.

¹⁰⁹ vgl. Schnitzer 2017, 720.

¹¹⁰ vgl. Yahalom 2019, 63.

¹¹¹ vgl. Schnitzer 2017, 721-722.

¹¹² vgl. ebd.

dies galt gleichzeitig als Statussymbol. Jüdische Frauen mussten die Schlüssel, da sie Gegenstände darstellten, am Sabbat ablegen. Insbesondere im Raum Champagne nahmen im 12. Jh. Diebstähle während des Gottesdienstes massiv zu. Daher erdachte man ein gesondertes Kästchen, in dem die Haushaltsschlüssel für die Dauer des Sabbats verwahrt wurden, dieses wurde mit einem Schlüssel aus Silber verschlossen. Diesen konnte die Frau als Brosche bzw. Gewandschließe, also als Schmuck tragen, was zulässig war. So wurde der silberne Schlüssel zur Schmuckform. Dies wurde als Fortführung römischer und älterer jüdischer Traditionen akzeptiert – allerdings nicht in Form eines Rings wie bei den antiken Vorbildern des 1. Jh. v. Chr.¹¹³

Das Material Silber oder Gold war für den Schmuckschlüssel festgelegt, dies stellte ein Problem für weniger wohlhabende Frauen dar. So gab es im 13. Jh. Lockerungen und Erweiterungen der Regel, eine Variante aus Kupfer wurde auch zugelassen, solange sie weiterhin sichtbar als Schmuckstück gestaltet war. Außerdem durfte der Schlüssel nun auch am Gürtel getragen werden.¹¹⁴ Diese Informationen stammen aus Schriftquellen, der bis jetzt einzige bekannte, gesicherte archäologische Fund eines solchen Schlüssels stammt aus dem Depotfund von Colmar (s. Kapitel 3.3).

Der Begriff „Sabbat-Schmuck“ kommt im 12. Jh. in der rabbinischen Literatur auf. Es ist nicht klar, ob formenspezifischer Schmuck wie der Schlüssel damit gemeint ist, vielleicht besonders prachtvoller Schmuck im Vergleich zum Alltag oder solcher, der eher den Gesetzen entspricht und z.B. an der Kleidung angenäht ist und nicht abgenommen werden kann. Auch wenn die genaue Bedeutung unklar ist, wird deutlich, dass eine Spezifizierung nötig war, die auf die steigende Masse und Bedeutung von Schmuck in der jüdischen Gesellschaft hinweist.¹¹⁵

3.3 Spezifisch jüdische Schmuck- und Kultobjekte

„Weder die baulichen Strukturen noch das Fundmaterial lassen mit wenigen Ausnahmen spezifisch jüdische Formentraditionen erkennen und verweisen vielmehr auf die Einheitlichkeit der von der jüdischen und christlichen Bevölkerung im Alltag gebrauchten Sachkultur.“¹¹⁶ Dies wird bereits in den vorhergehenden Kapiteln (Kapitel 3.1, 3.2) erwähnt.

¹¹³ vgl. Schnitzer 2017, 723-724.

¹¹⁴ vgl. ebd. 725.

¹¹⁵ vgl. ebd. 722.

¹¹⁶ A. Scholz, Pest – Pogrome – Pfandleiherhorte. Ein standardisiertes Deutungsschema für spätmittelalterliche Schatzfunde. Mitteilungen der DGAMN: Archäologischer Kontext und soziale Interpretation 25, 2013, 200.

Im Alltagsschmuck fand sich also kaum spezifische Formensprache für christlichen oder jüdischen Schmuck, lediglich in konkreten religiösen Kontexten gab es besondere Stücke. Dennoch: „[Taken together,] this evidence [Schriftquellen, Zeichnungen, erhaltene Objekte, Anm. d. V.] indicates that the twelfth to fourteenth centuries constitute a creative period in the history of Judaica during which specifically Jewish types of objects appeared and others were taken from surrounding cultures and adapted for Jewish use.“¹¹⁷ Allerdings sind kaum Exemplare materiell erhalten geblieben. Das überrascht nicht angesichts der wiederholten Verfolgungen und der Tatsache, dass Arbeiten aus Edelmetall eine gute Kapitalquelle waren. Ein weiterer Faktor beeinflusste die Anzahl und den Charakter der erhaltenen Werke: Da das jüdische Gesetz die Funktion von Zeremonialgegenständen über ihre Form stellte, sind jüdische Ritualgegenstände oft nicht von Werken zu unterscheiden, die für christliche oder weltliche Zwecke bestimmt waren, und konnten leicht für den jüdischen Gebrauch angepasst werden.¹¹⁸

Bekannte spezifisch jüdische Schmuck- und Zeremonialobjekte sollen im Folgenden vorgestellt werden. Aufgrund des ohnehin kleinen Spektrums von Beispielen werden hier auch Buntmetallgegenstände mit einbezogen.

Hier wäre als erstes die Hanukkah-Lampe zu nennen, die acht Lichter in einer Reihe trägt. Dieses Objekt hat seinen Ursprung im 12./13. Jh. Erste Typen waren aus Stein, später wurden sie auch aus Bronze gefertigt. Der allgemeinen Mode folgend, nahmen diese Gegenstände in der Gotik Architekturstilelemente auf (Abb. 19).¹¹⁹

Tora-Endstücke, sogenannte Rimmonim, lassen sich nur durch Schriftquellen ins 12. Jh. datieren, sie beschreiben abnehmbare Türmchen aus Silber oder Gold, die auf den Rollen sitzen. Erhaltene Funde sind jünger. Die Erscheinung als mehrstöckige Türme mit architektonischen Details und hebräischen Inschriften ist eine besondere Form der aschkenasischen und sephardischen Juden, im Nahen Osten wurde eine Granatapfelform verwendet.¹²⁰

Weitere Zeremonialgegenstände sind Adaptionen von christlichen oder weltlichen Formen, die zum Verwendungszweck im jüdischen Gottesdienst passten, z.B. das Gewürzgefäß für die Zeremonie Havdalah (das Ritual markiert das Ende der Sabbate oder sonstigen Feste), welches eine turmartige Form hat, die an christliche

¹¹⁷ V. B. Mann, "New" Examples of Jewish Ceremonial Art from Medieval Ashkenaz. *Artibus et Historiae* 9/17, 1988, 13.

¹¹⁸ vgl. ebd. 22.

¹¹⁹ vgl. Mann 1988, 13-14.

¹²⁰ vgl. ebd. 13.

Weihrauchgefäße erinnert (Abb. 20). Die frühesten Exemplare stammen aus dem 15. Jh., der gotische Stil legt jedoch auch hier nahe, dass es bereits ältere Formen gab, die nicht erhalten geblieben sind.¹²¹

Zu Sabbaten und anderen Festen mussten Lampen entzündet werden. Die Beschaffenheit von Öl und Docht war im Talmud definiert, die Form jedoch nicht. So etablierten sich sternförmige Hängelampen (Abb. 21). Manuskriptillustrationen zeigen die Verwendung solcher Lampen im Hochmittelalter, die in dieser Zeit ebenso von Nichtjuden genutzt wurden. Der Gebrauch dieser Lampen wurde jedoch in jüdischen Haushalten beibehalten, während nichtjüdische Gemeinschaften andere Stile entwickelten. So wurden die Lampen ab dem 16. Jh. ein spezifisch jüdisches Objekt.¹²² Ein weiteres Beispiel eines jüdisch verwendeten, jedoch nicht nur in deren religiösem Kontext auftauchenden Gegenstands stellt das Aquamanile dar, welches einem Handwaschritual diene. So sind zwei Varianten aus Bronze in Löwenform bekannt, eines aus dem 14./15. Jh., ein weiteres aus dem 12. Jh. mit später aufgebrachteter hebräischer Inschrift (Abb. 22).¹²³

Ebenfalls nicht ausschließlich, aber auch in jüdischen Kontexten verwendet worden ist der Doppelkelch, auch Doppelkopf oder Doppelscheuer genannt. Dies bezeichnet einen zweiteiligen runden Kelch, der obere Teil ist meist ein Spiegelbild der unteren Hälfte und fungiert als Deckel. Dieser Gefäßtyp war im Mittelalter weit verbreitet, jedoch üblicherweise aus Holz, es gab auch Varianten aus Glas. Manche gehörten zu Kircheninventaren.¹²⁴ Sie waren ebenfalls als christliche Form in Verwendung, manche der erhaltenen Stücke zeigen jedoch auch hebräische Inschriften. „[...]here exists one double cup made for a Jew (Erbach), one eventually owned by a Jew (Lingenfeld), and two apparent gifts from Jews to nobles (Basel and New York).“¹²⁵ Die jüdische Benutzung solcher Kelche ist durch die Schriften Haggadot und Yahuda Haggadah (ca. 1450) nachgewiesen, außerdem durch Bildquellen.¹²⁶ Aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. sind neben dem Erfurter Fundstück (s. Kapitel 4.1) sieben weitere silberne Doppelköpfe bekannt. Sie wurden wohl in Trinkzeremonien verwendet, in denen die Verbindung zweier Menschen durch das gleichzeitige Trinken aus

¹²¹ vgl. Mann 1988, 14.

¹²² vgl. ebd. 16.

¹²³ vgl. ebd.

¹²⁴ vgl. M. Stürzebecher, Der Schatzfund aus der Michaelisstraße in Erfurt. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010) 80.

¹²⁵ Mann 1998, 19.

¹²⁶ vgl. ebd. 21.

demselben Gefäß gefeiert wurde, seien es Freunde, Geschäftspartner, Familie oder ein Hochzeitspaar. Solche Kelche sind häufig als Brautgeschenke genannt. Besonders in jüdischen Hochzeitszeremonien war dieses gemeinsame Trinken ein sehr wichtiger, fester Bestandteil. Es sind auch Beispiele mit zwei einzelnen Bechern bekannt, doch wahrscheinlich wurden auch Doppelköpfe in diesem Kontext verwendet.¹²⁷

Ähnlich verhält es sich mit sogenannten Häufelbechern. Eine Verwendung in jüdischen Ritualen ist wahrscheinlich, an erhaltenen Stücken selbst sind kaum Hinweise zu finden (s. Häufelbecher von Kuttentberg, Kapitel 4.3), da es sich grundsätzlich um eine weltliche Form handelt.¹²⁸

Eine besondere Gürtelform bzw. Gestaltung der Gürtelapplikationen ist ein weiterer Fall sowohl christlich als auch jüdisch verwendeter Ritualgegenstände in Verbindung mit Hochzeiten, die jedoch im Judentum eine besondere Relevanz gehabt zu haben scheinen. In diesem Kontext wurden sie als „Siwlonesgürtel“ bezeichnet und waren mit Darstellungen von Liebespaaren oder den Worten „Amor“, „Lieb“ oder Varianten davon verziert (s. Kapitel 4.1).¹²⁹

Eine spezifische Form des Hochzeitsrings ist geradezu die einzige bekannte, charakteristisch jüdische Schmuckform: „Es gibt keinerlei christliche Ringe, die eine ähnliche Motivik aufweisen. Damit stellen sie als originär jüdische Kunstwerke eine Besonderheit dar.“¹³⁰ Der Ring galt als eine Form des Brautpreises, seine Übergabe war ein rechtlich bindendes Ritual. Der Ursprung liegt im Mittelalter, die frühesten Funde stammen aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. Aus dem Mittelalter sind nur drei Funde bekannt (s. Kapitel 4.3): aus Erfurt (Abb. 23), Weißenfels (Abb. 24) und Colmar (Abb. 25), ein weiteres Exemplar aus dem Übergang zur frühen Neuzeit (um 1500) aus Wittelsbach/München (Abb. 26) soll an dieser Stelle auch noch genannt sein.¹³¹

„Aus späteren Zeiten sind jüdische Hochzeitsringe mit dem kleinen Gebäude auf der Ringplatte öfter überliefert – immer den herrschenden Moden entsprechend gearbeitet und verziert. „[...] D]ieser Typus [hat] die längste nachweisbare Tradition in Europa.“¹³² Diese typisch jüdische Form des Hochzeitsrings bildete ein kleines Gebäude mit Spitzgiebel als Ringkopf, spätere Varianten tragen auch bspw. ein Burgmotiv. An einer Stelle, auf dem Gebäude oder der Ringschiene, ist die Inschrift „Masel Tow“ (Viel

¹²⁷ vgl. Stürzebecher 2010, 80.

¹²⁸ vgl. Mann 1988, 17-18.; vgl. Stürzebecher 2010, 70.

¹²⁹ vgl. Stürzebecher 2010, 108.

¹³⁰ ebd. 97.

¹³¹ vgl. M. Stürzebecher, Jewish Wedding Rings with Miniature Architecture from Medieval Europe. Arts 11/131, 2022, 2-3; vgl. Mann 1988, 13-14.

¹³² Stürzebecher 2010, 96-97.

Glück) aufgebracht. Ringe mit Gebäudeformen als Kopf waren bereits in der römischen Antike und bei merowingischem Schmuck bekannt, sie hatten jedoch keine erkennbare spezifische Funktion zu dieser Zeit. Ein schon damaliger jüdischer Kontext kann weder bestätigt noch ausgeschlossen werden.¹³³

Es gibt verschiedene Deutungsansätze, was das kleine Gebäude auf dem Ringkopf ausdrücken soll. Es wird der Bezug auf das Bima vermutet, den zentralen Ort in der Synagoge, wo der Toraschrein steht und wo wahrscheinlich auch die Hochzeitszeremonie vollzogen wurde. Weitere Interpretationen des Symbols nehmen ein Bild des gemeinsamen Hauses der Frischvermählten, der Darstellung der Synagoge, des Tempels von Salomon oder des Zweiten Tempels, der 70 n. Chr. zerstört wurde, an.¹³⁴ „The longing for Jerusalem and the temple was common to all Jews living in the Diaspora and is reflected in their art. [...] There, the representation of the temple served to preserve the memory of the destruction of the holy city at various events in the cycle of life also and especially on the (hopefully) most joyful day in life.“¹³⁵

Üblicherweise bestand ein solcher Hochzeitsring aus reinem Gold und war nicht mit Edelsteinen verziert, damit der Wert ohne weitere Fachkenntnis deutlich war. Unter gewissen Umständen bzw. in manchen Gemeinden war auch ein (ggf. vergoldeter) Silberring zulässig, solange dies kommuniziert wurde, ein Beispiel ist der Ring von Weißenfels. Unter verschiedenen Rabbis und Phasen des Mittelalters war bei offener Kommunikation auch das Material Kupfer möglich, anderenorts wurde festgelegt, dass der Ring nur aus reinem Material (Gold oder Silber) bestehen durfte, aber keine Vergoldung haben sollte.¹³⁶

Der Ring spielte eine sehr zentrale Rolle in der Hochzeitszeremonie und musste daher gut sichtbar sein, wohl ein Grund für die Größe des Kopfes. Das Schmuckstück wurde nur während der Zeremonie getragen, danach bildete es einen Teil des Vermögens der Frau. Diese Ringe wurden in der Familie weitervererbt.

Die Ringe, auch aus späteren Epochen oder anderen Regionen, haben eine große Varianz in der Herstellung, hinsichtlich des Materials, des Aufwands und der Details. Dies spiegelt wohl den finanziellen Status der Auftraggeber wider.¹³⁷

¹³³ vgl. Stürzebecher 2022, 5; vgl. Mann 1988, 13-14.

¹³⁴ vgl. Mann 1988, 9.

¹³⁵ ebd.

¹³⁶ vgl. ebd. 2-3.

¹³⁷ vgl. ebd. 2-4.

Die Form des Rings war nicht religiös festgelegt, es können also auch einfache, unverzierte Ringe für die Hochzeit verwendet worden sein. Diese lassen sich jedoch nicht mehr als Hochzeitsring zuordnen, sofern sie erhalten sind.¹³⁸ Auf Abbildung 27 von ca. 1470 ist die Übergabe eines einfachen goldenen Rings zu sehen.

Der Ursprung eines Schlüssels als jüdische Schmuckform ist bereits in Kapitel 3.2 dargelegt worden. Das Halbfabrikat mit Anguss aus Colmar (Abb. 28) ist bisher der einzige relativ klar zuzuordnende Fund eines solchen Objektes aus dem Mittelalter. Beschreibungen in den mittelalterlichen Halakhas nennen diese Schlüssel jedoch häufig und bezeichnen sie als spezifischen Frauenschmuck für den Sabbat.¹³⁹ Allein die Schlüsselform wäre kein Kriterium für eine jüdische Verwendung, da auch christliche Frauen solche Schlüssel am Gürtel trugen. Im Depotfund von Colmar war jedoch auch eine Nadel mit eckigem Kopf enthalten, die dazu diente, den Schlüssel an der Kleidung zu befestigen und so als Schmuck, nicht als Gegenstand zu tragen. Solche Nadeln sind ebenfalls schriftlich in den Halakhas belegt.¹⁴⁰ Ein weiteres erhaltenes Exemplar des silbernen Schmuckschlüssels stellt möglicherweise auch ein Stück aus dem Depotfund von Erfurt dar (s. Kapitel 4.2).

3.4 Fallbeispiel Köln

Köln gehört zu den wenigen Städten, in denen archäologische Funde von Goldschmiedeutensilien gemacht wurden, die sich halbwegs sicher einem jüdischen Kontext zuordnen lassen.¹⁴¹

Aufgrund der Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges und dem folgenden Wiederaufbau boten sich 1953-56 Möglichkeiten zu umfangreichen Ausgrabungen um den Rathausplatz durch Otto Doppelfeld. Dabei wurden unter anderem die alte Synagoge und die Mikwe ausgegraben. 2007 wurde eine extrem große Grabungskampagne im jüdischen Viertel durch die Stadt Köln begonnen, die sich bis heute auch in Form der Entwicklung eines einzigartigen Museumsprojektes zur Darstellung des Viertels fortsetzt.¹⁴²

¹³⁸ vgl. Stürzebecher 2022, 4.

¹³⁹ vgl. Schnitzer 2017, 718-719.

¹⁴⁰ vgl. ebd. 727.

¹⁴¹ vgl. T. Potthoff/M. Wiehen, Neue Einblicke in das mittelalterliche jüdische Viertel in Köln. Geschichte, Topographie und Archäologie. Geschichte in Köln 70, 2023, 55-56.

¹⁴² vgl. ebd. 31.

Im mittelalterlichen Köln bestand es eine enge Nachbarschaft vom jüdischen Viertel und dem Goldschmiedeviertel (Abb. 29). Dies war in vielen Städten der Fall, z.B. auch in Regensburg oder Salzburg.¹⁴³

„Archäologische Funde, die Bezüge zu Goldschmiedewerkstätten aufweisen, wurden überall im ehemaligen jüdischen Viertel verteilt gefunden, einschließlich in der Umgebung der Synagoge. Aus Urkunden des 14. Jahrhunderts geht hervor, dass es christlichen Goldschmieden durch Verordnung verboten war, in jüdischen Häusern zu arbeiten. Das könnte als Aufteilung von Märkten oder Wettbewerbern interpretiert werden und legt nahe, dass im mittelalterlichen Köln sowohl jüdische als auch christliche Goldschmiede tätig waren.“¹⁴⁴

Zu den verstreuten Goldschmiedefunden gehören Schmelzöfchen, Gussformreste, Prüfsteine, Schamottsteine, Tiegel sowie Metall- und Schlackenreste (Abb. 30). Besonders hervorstechend sind die häufig gefundenen Schmelzöfchen aus Drachenfelstrachyt. Gefundene Exemplare haben eine Höhe bis 25 cm, einen Innendurchmesser bis 24 cm und eine mehrere Zentimeter dicke Wandung, innen finden sich starke Hitzespuren. Einige haben außen Griffansätze, zum Teil sind sie besonders geformt (z.B. wie ein Elefant, Abb. 31).¹⁴⁵

Viele der Streufunde lassen sich aufgrund der Durchmischung von jüdischer und christlicher Besiedlung in dem Viertel nicht klar einordnen. Bei einigen ist deutlich festzustellen, dass sie erst nach dem Pogrom 1349 dort hingekommen, also möglicherweise sekundär verlagert worden sind. Sie könnten allerdings auch von der ab 1372 wieder ansässig gewordenen jüdischen Bevölkerung stammen.¹⁴⁶

Im Kontaktgebiet wurden Häuser zum Teil an Juden verkauft, z.B. 1288 das Haus des Goldschmiedes Nichol. Hier sind zahlreiche zu einer Goldschmiede passende Werkstattfunde gemacht worden. Durch den Fundort könnten diese zwar im weitesten Sinne einem jüdischen Kontext zugeordnet werden, durch den ehemaligen christlichen Besitz könnten sie jedoch auch noch aus dieser Zeit stammen. Genauso kann eine später dort weitergeführte jüdische Werkstatttätigkeit aufgrund des Fundspektrums nicht ausgeschlossen werden. Ein jüdisches Backhaus ist im hinteren Teil des

¹⁴³ vgl. A. Lehnertz, Workshop Write-up: The Network of Jewish Cultural Heritage. AG Mittelalter im Netzwerk Jüdisches Kulturerbe Visits the Bauarchiv Thierhaupten (2021). <<https://mjsnow.hypotheses.org/131>> [Stand: 01.07.2024].

¹⁴⁴ A. Mazur, Goldohrring (2021). <<https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/geteilte-geschichte/339553/goldohrring/>> [Stand: 06. Juni 2024].

¹⁴⁵ vgl. S. Schütte/M. Gechter, Von der Ausgrabung zum Museum - Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006 - 20122 (Köln 2012) 195-196.

¹⁴⁶ vgl. ebd. 195; vgl. Potthoff/Wiehen 2023, 55-56.

Gebäudes nachgewiesen, zu einer Goldschmiede können keine sicheren Aussagen getroffen werden.¹⁴⁷

Ein Objekt, dem besondere Aufmerksamkeit zuteil werden soll, ist ein Goldohrring, der anhand von Vergleichsfunden zwischen das 11. und 12. Jh. datiert wurde. Es ist ein dreiviertelkreisförmiger Anhänger an einem goldenen Tragbügel, der allerdings erst später angefügt wurde, damit er als Ohrring zu tragen war (Abb. 32). Er ist mit Edelsteinen, Perlen, Glasperlen, einer Gemme und Filigran besetzt und weist Abnutzungsspuren auf.¹⁴⁸ Er wurde in einer Kloake gefunden, die zweifelsfrei zu einem jüdischen Haus gehörte, darin fanden sich entsprechende Tierknochen koscherer Schlachtung sowie Fragmente von Schiefertafeln mit hebräischer Schrift. Es wird vermutet, dass es sich um einen Verlustfund handelt und/oder um eine Niederlegung im Rahmen der Kreuzzugspogrome 1096.¹⁴⁹

Weiterhin gibt es einzelne Funde, die sich eindeutig einem jüdischen Kontext zuordnen lassen. Dazu gehören Gussformfragmente aus zwei Latrinen gesichert jüdischer Häuser und eine Silberscheibe aus dem Pogromschutt eines jüdischen Kellers¹⁵⁰ (Abb. 33), „somit ist ausgeschlossen, dass die Funde nur aus christlichen Werkstätten in die jüdischen verlagert wurden.“¹⁵¹ Im Grundrissbereich der Synagoge wurden außerdem Reste von Büchern bzw. Buchbeschlügen gefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach von jüdischen Goldschmieden angefertigt wurden (Abb. 34).¹⁵²

4. Der Depotfund im jüdischen Viertel von Erfurt

In der vorliegenden Literatur werden die Ansammlungen wertvoller Gerät- und Schmuckstücke in der Regel als „Schatzfunde“ angesprochen. Dies ist insofern irreführend, als dass eine Interpretation vorweggenommen wird: Aus heutiger, moderner Sicht handelt es sich um einen „Schatz“ (ein nicht klar definierter, doch klangvoller Begriff), doch ob die Person/en, die die Objekte niedergelegt haben, dies im Bewusstsein oder mit der Absicht getan haben, einen „Schatz“ zu verstecken bzw. sie die Gegenstände als solchen wahrgenommen haben, kann heute niemand nachvollziehen. Beim Erfurter und anderen genannten Depots kann zwar davon

¹⁴⁷ vgl. Schütte/Gechter 2012, 198-200.

¹⁴⁸ vgl. Mazur 2021.

¹⁴⁹ vgl. Schütte/Gechter 2012, 193-194.

¹⁵⁰ vgl. Potthoff/Wiehen 2023, 55-56.

¹⁵¹ ebd. 55.

¹⁵² vgl. Schütte/Gechter 2012, 144.

ausgegangen werden, dass die Objekte als Ansammlung wertvoller Gegenstände aufgefasst und aus diesem Grund versteckt wurden, allerdings wird in der Regel die Absicht bestanden haben, die Gegenstände nach überstandener Krise wieder auszugraben und nicht als „Schatz“ dauerhaft zu verstecken. Ein ähnliches Problem ergibt sich mit der Bezeichnung „Hortfund“. Ein neutralerer, objektiverer Begriff ist „Depotfund“, der lediglich die Ansammlung von Gegenständen bezeichnet, dieser wird im Folgenden bei eigener Formulierung und indirekten Zitaten verwendet.

Es soll nun einer der bekanntesten solcher Depotfunde im deutschen Raum näher betrachtet werden, da er zahlreiche Goldschmiedeerzeugnisse enthält, die möglicherweise einem jüdischen Kontext zuzuordnen sind.

In Erfurt wurden zwei größere Depots entdeckt, der erste 1876, der zweite 1998, beide im Rahmen von Bauarbeiten¹⁵³. Die Inventare werden im Kapitel 4.1 bzw. 4.3 genauer vorgestellt. Der erste Fund wird hier nur der Vollständigkeit halber genannt, der Fokus in diesem Kapitel liegt auf dem Fund von 1998.

Dieser wurde am Kellereingang im hinteren Teil der Parzelle Michaelisstraße 43/44 im damaligen jüdischen Viertel gefunden. Die Niederlegung wird auf 1349 datiert und mit dem Pogrom dieses Jahres in Verbindung gebracht.¹⁵⁴

Wie die meisten jüdischen Viertel im Mittelalter hatte jenes in Erfurt mit der Michaelisstraße eine zentrale Lage in der Stadt. Die Straße war verkehrstechnisch wichtig und auch für den Handel relevant. Sie wurde nach der 1183-1200 erbauten Michaeliskirche benannt. Im südöstlichen Michaelisquartier entstand ab der ersten Hälfte des 12. Jhs. die erste jüdische Gemeinde in Erfurt. Das Viertel war wie in anderen Städten nicht streng begrenzt und hatte fließende Übergänge zu christlicher Besiedlung. In dieser Zeit wurde bereits eine Synagoge errichtet (Abb. 35). Die Erfurter jüdische Gemeinde war bald relativ groß und hatte eine Zentralfunktion für das gesamte jüdische Leben im südwestlichen Mitteldeutschland. Die Gemeinde hatte 1221 unter einem Pogrom zu leiden, welches jedoch von den katastrophalen Auswirkungen des Pogroms 1349 übertroffen wurde, dieses löschte die aus etwa 1000 Mitgliedern bestehende jüdische Gemeinde aus. Als letzter Besitzer des Grundstücks mit dem Depotfund ist der Geldverleiher Kalman von Wiehe dokumentiert, dem somit der Besitz an den im Depotfund enthaltenen Stücken zugeschrieben wird. Ab 1354 siedelten sich bereits wieder Juden in Erfurt und auch in der Michaelisstraße an. Da

¹⁵³ vgl. M. Stürzebecher, Zwei Schätze: Zeugnisse jüdischer Kultur in Erfurt. Archäologie in Deutschland 3, 2014, 32.

¹⁵⁴ vgl. ebd. 34.

ihre Grundstücke jedoch in städtischen Besitz übergegangen waren, konnten sie dort nur noch als Pächter leben. Des Weiteren wurden durch den Rat enge Reihenhäuser zur Unterbringung der Juden errichtet, die jedoch einen deutlichen Abstieg bedeuteten (Enge, keine Höfe/Gärten etc. und somit auch kein Handelsgewerbe mehr möglich). Später konnten jüdische Bewohner allerdings einige Gebäude zurückerwerben, sodass sich das jüdische Viertel schließlich an mancher Stelle der ehemaligen Ausdehnung wieder annäherte.¹⁵⁵

Obwohl über längere Zeit jüdische Besiedlung nachgewiesen werden kann, sind archäologische Hinweise auf insbesondere jüdische Goldschmieden wie in den meisten deutschen Städten kaum vorhanden. Auf einem Grundstück, das im 13. Jh. in jüdischem Besitz war, wurden Tiegel mit Überresten von Metall, diverse Schlacken und Holzkohlestücke gefunden, die auf eine Goldschmiedewerkstatt hindeuten könnten. In direkter Nachbarschaft waren jedoch seit dem 14. Jh. christliche Goldschmiede tätig, aufgrund der nicht strikten Trennung der Wohnbereiche von Juden und Christen ist die jüdische Zuordnung der Funde unklar.¹⁵⁶

Neben der verkehrstechnischen Relevanz erlebte die Michaelisstraße einen weiteren Bedeutungsaufschwung mit der Errichtung der Universität ab 1392.¹⁵⁷

600 Jahre später war die moderne Bebauung im Verlauf des 20. Jhs. verfallen und musste abgerissen werden, um Neubauten zu errichten. In dem Zuge fanden von Juli bis November 1997 sowie von Februar bis März 1998 parallel zu den Bauarbeiten Rettungsgrabungen statt. Die Gebäude direkt an der Straße konnten weitestgehend erhalten bleiben, Bauarbeiten und Ausgrabungen wurden hauptsächlich in den hinteren Parzellenabschnitten durchgeführt. Insgesamt wurde ein Grabungsareal von 1800 m² untersucht, das sich über 17 Grundstücke erstreckte, wovon sich ein Viertel der Fläche in der Parzelle Michaelisstraße 43/44 befand (Abb. 36).¹⁵⁸

Im Rahmen der Vorbereitung zur Grundsteinlegung eines Neubaus wurde der Bereich um den rückwärtig gelegenen Keller (s.u.) eingeebnet. Dabei entdeckte ein Bauarbeiter erste Objekte (einen Becher, eine Schale und eine Kanne), die beim Grabungsleiter Manfred Böhme abgegeben wurden. Daraufhin begann eine systematische Suche, es wurden einigen Münzen und der Doppelkopf mit Inhalt (s. Kapitel 4.1) geborgen. Im

¹⁵⁵ vgl. Stürzebecher 2014, 34; vgl. K. Sczech, Zum archäologischen Umfeld des Schatzfundes Michaelisstraße 43 und 44. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010) 16-17.

¹⁵⁶ vgl. Lehnertz 2021.

¹⁵⁷ vgl. Sczech 2010, 16-17.

¹⁵⁸ vgl. ebd. 18.

Laufe des Tages (10.09.1998) wurde die Suche fortgeführt, wegen der Grundsteinlegung unter den Augen von Publikum und Presse. Ein Zuschauer steckte einige Münzen ein, wurde aber beobachtet und gab sie zurück. Es kann davon ausgegangen werden, dass keine Stücke durch eine moderne Entwendung verloren gegangen sind. An den folgenden Tagen fand eine Nachsuche mit Metalldetektor statt, es wurden weitere Funde von Münzen und Gürtelteilen gemacht.¹⁵⁹

Während der Ausgrabung in der Michaelisstraße 43/44 wurden ca. 200 Fundstellen erfasst und auf das 12.-17. Jh. datiert.¹⁶⁰ Es gab keine sicheren Befunde aus der Zeit vor dem 12. Jh.¹⁶¹

Die Bebauung im 12. Jh. ist anhand von Resten gestampfter Lehmfußböden und einigen Feuerstellen nachvollziehbar. Ein Brandhorizont war festzustellen, auf dessen Schutt in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. ein neues Gebäude mit Keller (Befundbezeichnung 1/33) errichtet wurde. Außerdem ist auf dem Areal ein Grubenhaus nachzuweisen.

Der Keller 1/33, in dem der Depotfund freigelegt wurde, hatte Maße von ca. 10x9 m, eine typische Größe und Bauweise für romanische Bauten in Erfurt. Er lässt anhand von Vergleichen ein darüberliegendes Gebäude vom Typ der rückwärtig gelegenen Kemenaten mit zwei Stockwerken aus Stein vermuten. Die Wand des Kellers hatte eine Stärke von 0,85-1,10 m und war aus Muschelkalksteinquadern errichtet. Es gab kein Fundament, der Fußboden aus einer Lehmfläche und die Mauer waren auf dem anstehenden Geraschotter erbaut. Ein rampenartiger Zugang ermöglichte das Betreten vom südwestlichen Hofbereich aus.

In der Nähe befand sich ein Brunnen, vermutlich aus dem 12. Jh., außerdem eine Kloaken- und Abfallgrube (Abb. 37).¹⁶²

Aus dem 13. Jh. fanden sich zwei weitere Keller, ein Hinweis auf die zunehmend dichtere Bebauung. Mitte des 14. Jhs. wurde die Parzelle in zwei Grundstücke geteilt, dies entspricht der Michaelisstraße 43 und 44 mit den heutigen Ausmaßen. Auf dem abgeteilten Areal wurde ein neues Gebäude errichtet. Im hinteren Bereich um die bereits bestehende Kemenate wurden die Versorgungsbauten (Brunnen, Latrine, Abfallschacht) in dieser Zeit aufgegeben, anschließend verfüllt, an anderer Stelle neu ausgehoben und befestigt (s. Abb. 36).¹⁶³

¹⁵⁹ vgl. Sczech 2010, 45-46.

¹⁶⁰ vgl. ebd. 20.

¹⁶¹ vgl. ebd. 26.

¹⁶² vgl. ebd. 27-30.

¹⁶³ vgl. ebd. 31-33.

Aus 36 Befunden wurden einige Hundert Einzelfunde katalogisiert. Es handelt sich hauptsächlich um Keramik, weiter Dachziegelfragmente, Mörtelreste, Brandlehmstücke, Metall, Knochen, Holz/Holzkohle und einige Kleinkategorien. Aus der Zeit des 12.-14. Jhs. bilden diese Materialien überwiegend Hausabfall, die Funde entsprechen dem typischen und erwartbaren Fundspektrum von Stadtgrabungen dieser Zeit. Lediglich einige Metallobjekte sind eher als Verlierfunde denn als Abfall anzusprechen (z.B. kleine Nägel, Münzen, Beschläge). Dazu kommt der Depotfund, der jedoch den kleinsten Anteil am Fundspektrum des Grabungsareals hat.¹⁶⁴

Das Depot wurde am Eingang des Kellers 1/33 aus dem 12. Jh. niedergelegt, der sich zu diesem Zeitpunkt noch im bauzeitlichen Zustand befand. Im späten 14./frühen 15. Jh. wurden Reparaturarbeiten vorgenommen, dadurch wurde der Deponierungsort versiegelt (Abb. 38). Im späten 15. Jh. wurde zusätzlich der Fußboden um etwa 40cm aufgeschüttet. Aufgrund der Baufälligkeit wurde das Gebäude darüber in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. abgerissen und das Kellermauerwerk auf das umgebende Bodenniveau planiert.¹⁶⁵

Da der Keller als Niederlegungsort des Depotfundes eine besondere Relevanz hat, soll das weitere Fundspektrum aus diesem Bereich kurz angesprochen werden. Die meisten Funde stammen aus dem unteren Fußboden (Abb. 39), sie lassen sich nicht mit der Funktion oder der Datierung des Kellergebäudes in Verbindung bringen. Einige sind klar als Verlierfunde anzusprechen (Mörtelstücke, Knochenstücke, ein Nagel). Keramik wurde zum Teil jedoch in großen Stücken und teils noch mit aneinander liegenden Passstellen gefunden, es wird daher vermutet, dass vollständige Gefäße absichtlich niedergelegt wurden. Zur Ursache dessen gibt es keine Anhaltspunkte. Der älteste keramische Fund im Keller stammt aus dem 14. Jh., die starke Verrußung deutet auf ein Kochgefäß hin. Es ist unklar, ob sich dieses noch im jüdischen Gebrauch befunden hat oder nach dem Pogrom durch nachfolgende Bewohner dorthin gelangte. Außerdem ist das Unterteil eines Steinzeuggefäßes auf das Ende des 14. Jhs. oder Anfang des 15. Jhs. zu datieren. Die übrigen Funde sind nicht mehr mittelalterlich oder lassen sich nicht klar datieren.¹⁶⁶

¹⁶⁴ vgl. Sczech 2010, 34-35.

¹⁶⁵ vgl. ebd. 33-34.

¹⁶⁶ vgl. ebd. 43-44.

Die Bauherren waren nach der Ausgrabung angehalten, den Keller und den erhaltenen Abfallschacht zu bewahren. Der Keller 1/33 ist heute in einen Fahrradkeller integriert, der Abfallschacht in eine Tiefgarage.¹⁶⁷

4.1 Der Depotfund: Kurzvorstellung

Das 1998 unter der Kellermauer gefundene Depot (Abb. 40) enthielt 3141 Silbermünzen (überwiegend gros tournois aus dem späten 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jh.) und 14 Silberbarren (insgesamt ca. 24 kg), des Weiteren etwa 700 Goldschmiedeerzeugnisse. Darunter war diverses Silbergerät sowie Schmuck, Gewand- und Gürtelbeschläge. Durch die Münzen wurde die Niederlegung auf 1349 datiert, der Ort im jüdischen Viertel sowie der Hochzeitsring und der Ring mit Halbmond und Stern (s.u.) lassen einen jüdischen Eigentümer annehmen¹⁶⁸.

Das Silbergeschirr bildete einen Satz aus Kanne, Schale, acht ineinanderpassenden Bechern und einem Doppelkopf. Gebrauchsspuren belegen, dass die Gegenstände nicht nur dekorativ waren. Die Sammlung ist ein Hinweis auf großen Reichtum, viele Familien besaßen zwar ein Stück Silbergeschirr, ein ganzer Satz war jedoch außergewöhnlich. Die Becher haben alle eine zylindrische Form mit kragenförmigem Rand. Außen befinden sich vergoldete Arkadenverzierungen. Tremolierstiche unter dem Boden belegen die Untersuchung durch einen Beschaumeister der Zunft zur Bestätigung der Legierung, was die Herstellung durch einen jüdischen Goldschmied sehr unwahrscheinlich macht. Es gibt keine Stadt- oder Meistermarke. In Silber ist die vorliegende Form einzigartig, sie ist aus der Zeit sonst nur von Glasbechern bekannt. Solche „Häufelbecher“ waren eine verbreitete Form im Spätmittelalter, sie sind jedoch kaum erhalten. Auch ein jüdischer Zeremonialgebrauch solcher Becher ist nachgewiesen (s. Kapitel 3.3).¹⁶⁹

Die Kanne und die Schale konnten nur stark beschädigt geborgen werden. Solche Kannen dienten zum Reichen von Wein oder für Wasser zum Händewaschen. Insbesondere im jüdischen Kontext ist die Verwendung solcher Kannen im Handwaschritual durch Bildquellen belegt. Die Schale hat mittig ein vergoldetes ziseliertes Medaillon, vermutlich war dieses außerdem mit einer Emailscheibe geschmückt, die nicht erhalten ist. Solche Schalen wurden meist als Trinkschalen

¹⁶⁷ vgl. Sczech 2010 45.

¹⁶⁸ vgl. Stürzebecher 2014, 32-33.

¹⁶⁹ vgl. Stürzebecher 2010, 66-70.

gebraucht, auch im kirchlichen Kontext kommen sie häufig vor, aber nicht ausschließlich.¹⁷⁰

Ein besonders spektakuläres Stück ist der Doppelkopf, bestehend aus zwei annähernd identischen Hälften. Außen und auf der Bodeninnenseite befinden sich Emailmedaillons, die Tierfabeln darstellen. Er wird auf das zweite Viertel des 14. Jhs. datiert.¹⁷¹ Die Form ist nicht spezifisch jüdisch, doch: „Es ist in der Tat auffallend, dass gerade in den Schatzfunden des 14. Jh., die einem jüdischen Besitzer zugeordnet werden können, häufig ein Doppelkopf enthalten ist; von acht untersuchten Schätzen dieser Art enthielten vier einen Doppelkopf. Der mögliche Zusammenhang zur Hochzeitszeremonie wird dadurch bestärkt, dass zwei dieser Schätze (Colmar sowie Erfurt 1998) daneben auch einen jüdischen Hochzeitsring einschlossen.“¹⁷² Auch in jüdischen Bildquellen ist dieser Typus zu sehen (zur Einordnung des Doppelkopftypus als möglicherweise jüdisches Objekt s. auch Kapitel 3.3).

Zahlreiche der Kleinobjekte aus dem Erfurter Depot waren in die genannten Gefäße gefüllt worden, so waren z.B. Gewandapplikationen, eine Perlenbrosche und eine kleine Dose in der Kanne. Besonders viele Objekte, auch der spektakuläre Hochzeitsring, befanden sich im Doppelkopf (Abb. 41, Abb. 42). Dieser wurde jedoch erst 2002 geöffnet, damit wurde der jüdische Kontext des Depotfundes aufgrund dieses Fundspektrums bestätigt. Barren und Münzen lagen in einem Keramik Kochgefäß, daran sind noch Textilreste zu erkennen, die Objekte waren wohl eingewickelt (Abb. 43). Es fanden sich keine Reste einer Kiste o.ä., die das gesamte Depot enthielt, es wird davon ausgegangen, dass die Niederlegung nur temporär geplant war.¹⁷³

Das Schmuckinventar umfasst das übliche Spektrum mittelalterlichen weltlichen Schmucks. Es gibt einige Fingerringe in Form einfacher Ringschienen aus Gold oder Silber mit einer Steinfassung (z.B. Saphir, Almandin) als Ringkopf. Eine andere Kategorie hat ein metallenes Motiv als Ringkopf, darunter ein Fischmotiv und einen Halbmond mit Stern. Auch der Hochzeitsring wird als solcher kategorisiert.¹⁷⁴

Des Weiteren sind acht Broschen bzw. Schmuckscheiben enthalten, die alle mit farbigen Steinen und drei mit Tierfigürchen besetzt sind. Zwei liegen als Ringbrosche vor, die übrigen haben eine individuelle Form.¹⁷⁵

¹⁷⁰ vgl. Stürzebecher 2010, 80-85.

¹⁷¹ vgl. ebd. 80.

¹⁷² ebd. 80.

¹⁷³ vgl. Sczech 2010, 45-47.

¹⁷⁴ vgl. Stürzebecher 2010, 86-99.

¹⁷⁵ vgl. ebd. 99.

Insgesamt gehören 409 Stücke, die Gürteln zugeordnet werden können, zum Depotfund. Darunter sind zwei besonders aufwändige Beschläge vom selben Gürtel, zwei Schnallen, eine Riemenzunge sowie eine große Anzahl von Gürtelapplikationen in Form von Pressblechen. Diese Bleche waren keine Unikate, sondern ein immer gleich aussehendes Massenprodukt und wurden auf die Gürtel genietet. Die Gürtelapplikationen im Erfurter Fund lassen sich in motivische Gruppen zusammenfassen: emaillierte/plastische Verzierungen, Rosetten und schleifen-/wappenschildförmige Verzierungen.¹⁷⁶ Auf den größeren Beschlägen und Schnallen wurde häufig motivisch die Liebe thematisiert, in Form von Liebespaaren oder durch die Inschriften „Amor“, „Liep“, „Lib“ und „Lip“. Solche Gürtel standen vermutlich in Verbindung mit Hochzeitszeremonien. Wie bei den Doppelköpfen lässt das häufige Vorkommen in den als jüdisch eingeordneten Depotfunden eine spezifisch jüdische Verwendung vermuten (s. Kapitel 3.3). Es wurden keine vollständigen Gürtel gefunden, zum Teil sind jedoch farbige Textilreste erhalten. Einige Gürtel konnten rekonstruiert werden (Abb. 44).¹⁷⁷

Eine weitere Fundgruppe bilden die Gewandbesätze, aufnehmbare Silberplättchen aus meist vergoldetem Silber, ähnlich den Gürtelpressblechen. Diese Stücke wurden hauptsächlich in der Kanne gefunden (51 rosettenförmige, 39 herzförmige), einige auch im Doppelkopf (fünf rosettenförmige, zwölf herzförmige). Dazu kamen insgesamt 16 lilienförmige Besätze.

Als Gewandschließen bezeichnet man Formen, die den Gewandbesätzen ähneln, jedoch mit Haken und Öse versehen sind. Hiervon wurden 93 Stück in zwölf Varianten gefunden. Die größte Motivgruppe ist die Drachenform (39 Stück), gefolgt von der Blütenform (27 Stück) und einigen individuelleren Formen.¹⁷⁸

Neben den genannten Objekten gehören zum Depotfund noch einige Einzelstücke, die sich keiner bereits beschriebenen Gruppe zuordnen lassen, z.B. ein Knopf (Silber vergoldet mit Email), eine Flechtkette (Silber) mit eichelartigen Anhängern (Silber vergoldet) und Zwischenteile bzw. Metallperlen und Röhrchen (Silber vergoldet). Des Weiteren eine Dose (Silber vergoldet), ein Kosmetikset (Silber), bestehend aus einem Flakon an einer Kette mit dreiteiligem Toilettebesteck, außerdem ein Miniaturschloss (Silber), eine Zierscheibe mit Greifenmotiv (Silber vergoldet mit Email) und ein als Schlüssel oder Knauf bezeichnetes Objekt (Silber). Hinzu kommen einige nicht zu

¹⁷⁶ vgl. Stürzebecher 2010, 108.

¹⁷⁷ vgl. ebd. 120-121.

¹⁷⁸ vgl. ebd. 121.

bestimmende Teile sowie ausgefasste Schmuckstücke, die wohl als Altmetall hätten eingeschmolzen werden sollen.¹⁷⁹

4.2 Spezifisch jüdische Objekte im Fundinventar

Das zweifelsohne bedeutendste Objekt des Erfurter Depotfundes ist der Hochzeitsring als eines der wenigen spezifisch jüdischen Schmuckstücke aus dem Mittelalter. Mit einer Höhe von 4,7 cm und einem Gewicht von 23 g ist er außergewöhnlich groß (s. Abb. 23). Die Fertigung war sehr aufwändig, der Ring ist aus 20 Einzelteilen zusammengesetzt (Abb. 45). Es sind mehrere übliche Motive der Zeit verarbeitet, zwei geflügelte Drachen halten das Miniaturgebäude mit typisch gotischem Maßwerk. Diese Giebelteile wurden in einer Gesenkmatrix hergestellt (winzige Details sind an allen sechs Seiten gleich). Auf der unteren Ringschiene finden sich zwei verschlungene Hände (Abb. 46). Dieses Motiv ist im Mittelalter in Verbindung mit Freundschaft oder Ehe sehr häufig, es symbolisiert Treue und Verbundenheit. Es ist besonders oft auf christlichen bzw. weltlichen Liebesringen vertreten, jedoch auch auf anderen Schmuckstücken: Z.B. auf Broschen (dann handelt es sich um sogenannte „handtruwebratzen“, „Handtreuebroschen“), selten auch auf Gewand- oder Gürtelapplikationen. Solche sind auch im Erfurter Inventar zu finden (Abb. 47). Seinen Ursprung hat das Symbol der „dextrarum iunctio“ bereits in der römischen Antike.

Auf der sechseitigen Dachpyramide ist mit einem Schriftzeichen pro Seite die Gravur der Formel „Masel Tow“ aufgebracht, wörtlich „Guter Stern“, im übertragenden Sinne als „Viel Glück“ übersetzt (Abb. 48). Im Gebäudeinneren befindet sich eine kleine Kugel, die bei Bewegung ein klingelndes Geräusch erzeugt.¹⁸⁰

„[Der Ring] ist in jeder Beziehung außergewöhnlich kunstvoll, sauber und präzise gearbeitet. Hervorzuheben sind die filigranen Prägearbeiten und die sehr passgenauen Lötungen. Selbst der sicher nicht beabsichtigte, aufwendige Aufbau der Ringschiene ist so akkurat gearbeitet, dass sein komplizierter Aufbau mit bloßem Auge nicht erkennbar ist.“¹⁸¹

Hintergrund und Verwendung eines solchen Hochzeitsringes sind bereits in Kapitel 3.3 beschrieben.

¹⁷⁹ vgl. S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010) 258-265.

¹⁸⁰ vgl. Stürzebecher 2010, 94-96; vgl. A. Pasch, Zur Herstellung der Schatzfundobjekte. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund. Analysen - Herstellungstechniken - Rekonstruktionen. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 2 (Langenweißbach 2011) 273-275.

¹⁸¹ Pasch 2011, 275.

Ein weiteres zweifelsfrei als jüdisch zu bestimmendes Stück ist ein Ring mit einem Stern-und-Halbmond-Motiv (Abb. 49). Dabei handelt es sich um einen Silberring mit runder Ringschiene, die Größe deutet auf einen Herrenring hin. Er war ursprünglich vergoldet, dies ist jedoch kaum noch zu erkennen. Auf der runden Ringplatte befindet sich das ehemals von blauem Grubenemail umgebene Motiv. Das Email hat sich durch die lange Lagerung im Boden schwarz verfärbt. Die Anfertigung hatte geringen Anspruch und wurde mittelmäßig ausgeführt.¹⁸²

Stern und Halbmond lassen an einen islamischen Kontext denken, sie finden sich jedoch auf Goldschmiedeerzeugnissen des 13. und 14. Jhs. ausschließlich auf jüdischen Stücken. Eine Gewandschließe mit diesem Motiv war im Erfurter Fund von 1876 vorhanden, außerdem auf Ringen aus Colmar und Środa Śląska. Ein weiterer Ring wurde im ehemaligen jüdischen Viertel von Regensburg gefunden, in dieser Stadt war das Motiv auch auf dem Siegel der dortigen jüdischen Gemeinde zu sehen. Außerdem gab es einige Privatsiegel von Juden in Europa im 12.-17. Jh. mit Stern und Halbmond. Es wird vermutet, dass die Verwendung auf eine höhergestellte Persönlichkeit hindeutet, es könnte aber auch ein allgemein beliebtes Motiv gewesen sein und somit nicht auf einen höheren Status hinweisen. Seit den Kreuzzügen war dies ein bekanntes heidnisches Motiv, das den Juden ursprünglich eher diffamierend von den Christen zugeschrieben wurde. Doch schon in der Antike kam es auf jüdischen Amuletten als Symbol für Gott vor. Im Mittelalter ist es auch in jüdischen Büchern und auf Grabsteinen zu finden.¹⁸³

Das als Schlüssel oder auch Knauf bezeichnete Objekt (Abb. 50) bildet eine T-Form von 7,45 cm Höhe mit achteckigem Grundprofil, auf halber Höhe des Schaftes sitzt ein gewundener nodusartiger Aufsatz. Am Schaftende gibt es einen quadratischen Hohlraum.¹⁸⁴ Das Objekt ist aus einem Stück gegossen (es sind Gusslunker sichtbar) und wurde durch Feilen und Schleifen nachbearbeitet. Abnutzungsspuren bestehen in der leichten Verdrehung (Anwendung in rechtsgedrehter Richtung), in den beginnenden Rissen an den Griffansätzen und in den Scharten der quadratischen Aussparung.¹⁸⁵

Es ist kein Vergleichsfund bekannt. Über die Verwendung kann nur spekuliert werden, man vermutet eine Funktion als Knauf für einen Hahn an einem Gefäß oder als

¹⁸² vgl. Pasch 2011, 282.

¹⁸³ vgl. Stürzebecher 2010, 90-93.

¹⁸⁴ vgl. Ostritz 2010, 264.

¹⁸⁵ vgl. Pasch 2011, 422.

Schlüssel für ein Schnappschloss.¹⁸⁶ Die wahrscheinlichste und am ehesten belegbare Interpretation ist die eines Stimmschlüssels für eine Harfe. Eine solche Form ist als Stimmschlüssel für Harfen üblich im Mittelalter und später, das Material ist allerdings sehr ungewöhnlich, da Silber verhältnismäßig weich ist. Für mittelalterliche Stimmstifte aus Holz oder Knochen war es aber wohl anwendbar. Der Schlüssel wird mutmaßlich für eine kleinere Harfe vorgesehen gewesen sein, da das Stimmen bei den kürzeren Saiten weniger Kraft erforderte.¹⁸⁷

Das Objekt weicht von den reinen Schmuck- und Luxusobjekten des Depotfundes ab. Obwohl aus Edelmetall gefertigt, ist es primär funktional und zeigt Benutzungsspuren. Die Vermutung liegt nahe, dass es zum Besitz der versteckenden Familie gehörte, am ehesten einer Frau. Die Harfe war als Instrument wohlhabender christlicher ebenso wie jüdischer Frauen häufig, ein silberner Stimmschlüssel jedoch nicht. Der Stimmschlüssel war ein für jede Harfe individuell angefertigtes Objekt und somit sehr wichtig. Wahrscheinlich wurde es von der Spielerin in einer Tasche am Körper verwahrt.¹⁸⁸

Es scheint laut jüdischen Schriftquellen erlaubt gewesen zu sein, am Sabbat die Harfe zu spielen. Dies war zwar im ursprünglichen Gesetz nicht zulässig, doch durch Erweiterungen der Regelungen, z.B. durch Rabbi Rashi im 11. Jh., wurde Musik allgemein und auch das Harfespielen üblich. Da die Harfe auch zwischen einzelnen Musikstücken immer wieder nachgestimmt werden musste, wurde der Stimmschlüssel ständig benötigt und musste mitgeführt werden. Beim Spiel am Sabbat ergab sich somit das bereits unter Kapitel 3.2 beschriebene Problem, dass keine Gegenstände transportiert werden durften, es sei denn, sie gehörten als Schmuck zur Kleidung. Wahrscheinlich wurde der Schlüssel als Schmuck getragen, entweder um ihn in der Synagoge einzusetzen oder aufgrund des hohen persönlichen Wertes, weshalb die Spielerin das Objekt nicht aus den Augen lassen wollte.¹⁸⁹ Das Material stellt in diesem Kontext im Umkehrschluss auch ein Indiz für den jüdischen Besitz dar – der Sabbatschmuck war vorgeschriebenerweise aus Silber (oder Gold), wer nicht dieser Vorschrift unterlag, hätte vielleicht ein weniger verformungsanfälliges Material für den Schlüssel verwendet.

¹⁸⁶ vgl. Stürzebecher 2010, 132.

¹⁸⁷ vgl. M. Schnitzer, The Silver Key from the Erfurt Treasure: Suggesting a Context. *Erfurter Schriften zur Jüdischen Geschichte* 6, 2020, 94.

¹⁸⁸ vgl. ebd. 95-96.

¹⁸⁹ vgl. ebd. 96, 100.

Nur kurz sollen hier die Fragmente zweier Löwenfüße genannt werden. Es handelt sich um drei Teile, vermutlich gehören zwei Fragmente zusammen und bilden die Form des besser erhaltenen Beins mit einer Höhe von 3,8 cm (Abb. 51).¹⁹⁰ Die zwei Beine bestehen aus Blechröhren, der Fußteil ist massiv. Am oberen Ende ist eine Aussparung eingearbeitet, um an das dazugehörige Gerät zu passen. Die Teile sind feuervergoldet, wobei die Unterseite des Fußes und das obere Ende des Beins ausgespart sind und wohl am Gerät nicht sichtbar waren. Es ist vollkommen unbekannt, von welchem Stück die Fragmente gestammt haben könnten. Die Literatur weist auf eine große Ähnlichkeit mit einem Trinkhorn aus Stuttgart hin.¹⁹¹ Es ist hingegen auch eine Formparallele zu den unter Kapitel 3.3 genannten löwenförmigen Aquamanilen (s. Abb. 22) in jüdischem Gebrauch auffällig. Dies ist jedoch reine Spekulation, die Löwenpranken sind im Mittelalter kein seltenes Motiv und könnten an verschiedensten Objekten Anwendung gefunden haben.

Auffällig ist die Legierungszusammensetzung der drei Fragmente, denn eines (Inv.-Nr. 5730/98, in der Literatur wird nicht deutlich, welches der drei gesammelt dargestellten Fragmente damit bezeichnet wird) besteht zu 75,45% aus Gold, während die zwei anderen Teile in der Hauptsache aus Silber bestehen (94%).¹⁹² Ob dieses abweichende Ergebnis möglicherweise auf eine besonders dicke Vergoldung auf dem ansonsten dünnen Blech hindeutet oder es sogar als abweichendes Objekt angesprochen werden sollte, dessen Beschaffenheit die Zusammengehörigkeit mit den anderen zwei Teilen als unwahrscheinlich erscheinen lässt, ist unklar und wird in der Literatur nicht diskutiert.

Wie bereits unter Kapitel 3.3 angesprochen, gibt es viele Objekte, vor allem Gerät, dessen jüdische Verwendung nachgewiesen ist, deren grundlegende Form jedoch eine allgemeine ist und keine sicheren Rückschlüsse auf das Judentum zulässt. Umgekehrt können entsprechende Exemplare bei zusätzlichen gesicherten Hinweisen aus dem Fundkontext Indizien für jüdische Besitzer darstellen. Solche Stücke sind auch im Erfurter Fund enthalten, dazu gehören der Doppelkopf, der Bechersatz und die Gürtelteile mit Liebesmotivik.

¹⁹⁰ vgl. Ostritz 2010, 265.

¹⁹¹ vgl. Pasch 2011, 425.

¹⁹² vgl. O. Mecking, Die Rekonstruktion der Goldschmiedetechniken aufgrund der chemischen Analytik. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund. Analysen - Herstellungstechniken - Rekonstruktionen. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 2 (Langenweißbach 2011) 216.

4.3 Vergleich mit weiteren Depotfunden

Depotfunde des 14. Jhs. in Europa lassen sich anhand ihres Inventars und des Kontextes kategorisieren. Da ist zunächst der Fund, der aus Münzen, Schmuck und Gerät besteht, meist einem jüdischen Kontext zugeordnet wird und bei dem man die Niederlegung im Rahmen von Pogromen, meist desjenigen von 1349, vermutet. Um einen solchen handelt es sich beim Erfurter Depot (1998) und auch bei denen in diesem Kapitel vorgestellten. Diese Kategorie muss von üblicherweise französischen Funden abgegrenzt sein, die meist nur Trinkschalen enthalten (bspw. Rouen, Gaillon), ebenso von skandinavischen, die aus ungeordnet zusammengetragenen Stücken als Vermögensanlage bestehen, mit unterschiedlicher Herkunft und Datierung (bspw. Dune, Amunde). Die Depotfunde von Pritzwalk, Treuenbrietzen und Gransee zeigen hauptsächlich Gewandbesätze auf. Die Inventare sind dem von Erfurt ähnlich, es ist jedoch kein jüdischer Kontext feststellbar. Des Weiteren gibt es reine Münzfunde aus vermutlich jüdischem Besitz (Bsp. Limburg, Regensburg).¹⁹³

Depotfunde der ersten Kategorie, die eine ähnliche Zusammenstellung und Interpretation haben wie der Erfurter Fund, sollen hier kurz genannt und beschrieben werden. Alle werden als jüdische Verstecke interpretiert, es muss allerdings hinzugefügt werden, dass es bei Christen wie bei Juden üblich war, Wertgegenstände zum Schutz vor Diebstahl zu vergraben. Da Juden generell einer beständig höheren Gefahr und Bedrohung ausgesetzt waren, ist die Wahrscheinlichkeit hier jedoch höher. Ein Steuergesetz für den aschkenasischen Raum erwähnt explizit, dass auch versteckte Objekte von Juden versteuert werden müssen, was auf die Häufigkeit dieses Umstands hindeutet. Es ist außerdem dokumentiert, dass manche Juden versuchten, sich und/oder ihren Besitz bei befreundeten Christen zu verstecken. Nach Pogromen durchsuchten die plündernde Bevölkerung und/oder Stadtfunktionäre die Judenviertel systematisch nach solchen Verstecken und wurden oft fündig.¹⁹⁴

Der erste Fund, der nun vorgestellt werden soll, stammt ebenfalls aus Erfurt, wurde jedoch bereits am 12.09.1876 im Rahmen von Abbrucharbeiten des ehemaligen Gefängnisses zum Neubau des Rathauses entdeckt. Die Position entspricht einer Lage in der ehemaligen Judengasse. Man fand ein Keramikgefäß, zwischen den Scherben eine Art goldene barrenartige Unterlage, dazu ein doppelkopftartiges Gefäß. Darin befanden sich Münzen und Schmuck. Das Inventar bestand komplett aus Gold,

¹⁹³ vgl. Stürzebecher 2010, 158-160.

¹⁹⁴ vgl. ebd.

insgesamt 2,089 kg. Es war eine römische Münze enthalten sowie 69 Münzen (ungarische, venezianische, genuesische) aus dem 14. Jh., die jüngste von 1368. Dazu kamen 21 goldene Gewandbesatzteile, 33 knopfartige glocken-/blütenförmige Gegenstände zum Aufnähen und 54 Gewandschließen, von denen nur noch eine erhalten ist. Eine Besonderheit stellt der Doppelkopf als einziges bekanntes Exemplar seiner Art aus Gold dar. Am Fundort wurde im dort stehenden Gebäude 1444 das städtische Gefängnis eingerichtet, damit lässt sich auf eine Deponierung zwischen 1368 und 1444 schließen. Der Fund wurde zwar vollständig geborgen und bei der Stadt abgegeben, der historische Wert wurde jedoch nicht erkannt und die Stücke vielfach für den Materialwert verkauft. Einige wurden von Berliner Museen und Sammlern aufgekauft, davon sind viele während des zweiten Weltkriegs verloren gegangen. Somit ist nicht klar, ob das Depot ursprünglich weitere Stücke enthielt, da nur die nicht nachprüfbaren Aufzeichnungen des Fundzeitpunkts vorliegen.¹⁹⁵

Teile des Fundes von Weißenfels wurden bereits in den frühen 1820er Jahren entdeckt, doch erst 1826 fand eine systematische Suche am Scheit- bzw. Holzplatz statt, der Fundort liegt heute zwischen Zimmer-, Beuditz- und Friedrichstraße an der stadtzugewandten Saaleseite. Die Position befand sich außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern vor der Mühlenbrücke, am Weg nach Freyburg. Die Ausgrabung wurde vom „Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ durchgeführt. Die Fundbeschreibung nennt eine unbestimmte Anzahl goldener und silberner Münzen, sie sind nicht erhalten. Einige Einzelstücke wie eine Silberkugel oder eine blattförmige Steinfassung sind aufgeführt, jedoch ebenfalls heute verschollen. Erhalten sind diverse Goldschmiedearbeiten: Fünf Ringe (einer davon der Hochzeitsring), eine Ringbrosche mit ineinandergelegten Händen, diverse Gürtelteile (eines mit sich an den Händen haltendem Liebespaar), Gewandschließen (rosettenförmig) sowie diverse Gewandapplikationen¹⁹⁶.

Man vermutet, dass zahlreiche Stücke durch Verlagerung bei Bauarbeiten und Einbehaltung durch Finder fehlen, außerdem wurde der genaue Fundkontext zerstört. Anhand der Stilistik der enthaltenen Stücke wird der Fund von Weißenfels ins frühe 14. Jh. datiert. Der Hochzeitsring sowie ein Ring mit kabbalistischer Formel führen zu einer jüdischen Zuordnung, lediglich die Ringbrosche hat eine christliche Inschrift. In

¹⁹⁵ vgl. Stürzebecher 2014, 33-35.

¹⁹⁶ vgl. Stürzebecher 2010, 165-168.

Weißenfels gibt es keine sicheren Nachweise für eine jüdische Bevölkerung vor 1349, jedoch zahlreiche Indizien.¹⁹⁷

Durch Umbaumaßnahmen in der Stadt Colmar wurde 1863 an der Ecke Rue Weineimer (ehem. Strüchelgasse) und Rue Berthe-Molly (ehem. Judengasse) in einer Mauer ein Depotfund freigelegt. Auch hier wurden die Stücke nach der Auffindung aufgeteilt. Einige konnten wieder zusammengetragen werden, ob welche fehlen, ist unbekannt (Abb. 52). Bis heute erhalten sind 349 Münzen (fast ausschließlich Silbermünzen, nur eine einzige aus Gold). Weiterhin ein Doppelkopf mit emaillierten Schmuckmedaillons, die Fabelwesen darstellen, 15 Ringe (darunter der Hochzeitsring), drei Broschen, drei Gürtelteile (eines mit Inschriften „Lieb“, „Amor“, „Hail“, „Anch“), diverse Teile von Gewandbesatz, ein Silberbarren, ein Halbfabrikat eines Schlüssels aus Silber sowie ein silberner Schreibgriffel. Anhand der Münzen wurde der Fund auf die erste Hälfte des 14. Jhs. datiert und aufgrund des Hochzeitsringes und der Lage an der Judengasse jüdischem Besitz zugeordnet. Somit lag wiederum die Verbindung zum Pogrom nahe (die gesamte jüdische Gemeinde in Colmar wurde 1349 vertrieben oder ermordet). Allerdings wird der Goldbrakteat mittlerweile als jünger eingestuft, auf das Ende des 14. Jhs.¹⁹⁸

Auf einer Hofstelle im Dorf Lingenfeld bei Speyer wurde 1969 bei Aushubarbeiten für eine Scheune ein Keramikgefäß gefunden, es wurde zerstört und entsorgt. Der Inhalt wurde nicht gemeldet, sondern einbehalten und verkauft. Aus mündlichen Angaben lässt sich die Zusammensetzung zu einem gewissen Teil rekonstruieren, einige wenige Teile konnten zurückerlangt werden und sind heute erhalten. Der Großteil des Depots bestand aus Silbermünzen (ca. 2600 Stück), dazu kamen sechs Silbergefäße: Ein Doppelkopf, eine Schale, mehrere Becher; einige Schmuckstücke (Brosche bekannt) und vereinzelte Gewand- und Gürtelbesätze.¹⁹⁹

Bei Abrissarbeiten am Stadtweinhaus in Münster wurde 1951 ein im Mauerwerk eingemauerter Depotfund freigelegt. Erste Teile wurden bereits 1914 gefunden. Auch dieser wurde nicht gemeldet, aufgeteilt und verkauft und konnte zum Teil zurückgewonnen werden (Abb. 53). Der Befund ist zerstört, der ursprüngliche Umfang unbekannt. Vermutlich umfasste das Depot ursprünglich ca. 2000 Münzen und 35 Schmuckstücke, darunter 17 Ringbroschen, zwei mit umschlungenen Händen, zwei Broschen, neun Fingerringe (davon einer aus Gold) und einige Gürtelglieder,

¹⁹⁷ vgl. Stürzebecher 2010, 165-168.

¹⁹⁸ vgl. ebd. 169-171; vgl. Scholz 2013, 189f.

¹⁹⁹ vgl. Stürzebecher 2010, 171-173.

außerdem Blech- und Drahtfragmente sowie gefasste Edelsteine. Die meisten Stücke waren aus Silber, einige waren vergoldet, nielliert oder emailliert.²⁰⁰ Viele waren nicht vollständig versäubert und zeigten noch Bearbeitungsspuren, Lotreste oder Gussfehler. Teils wurden Glas- statt Edelsteine verwendet. Einzelne Stücke waren hingegen sehr hochqualitativ.²⁰¹ „Der Schmuckkomplex zeigt somit deutliche Qualitätsunterschiede, spiegelt jedoch insgesamt die bescheideneren Ansprüche der gehobenen Mittelschicht wider.“²⁰² Die Schmuckstücke werden stilistisch dem 13./14. Jh. zugeordnet, zwei passen allerdings eher in die zweite Hälfte des 14. Jhs. Durch die Münzen datiert der Fund auf 1341 oder später. Der Fundort ist nicht eindeutig zuzuordnen, er liegt am Grenzgebiet des Judenviertels (s.u.). Die Ausgrabung ist noch nicht vollständig ausgewertet. Diverse Indizien lassen verschiedene Thesen zu dem Besitzer zu. Der Schmuck weist teilweise die Formensprache der im Hanseraum gehandelten Schmuckformen auf, es könnte sich um einen Fernhändler gehandelt haben. Auch Gebrauchsspuren werden als Indiz dafür gedeutet. Weil einige Objekte bewusst zerlegt, Steine ausgefasst waren und das Metall so vermutlich zum Einschmelzen vorbereitet wurde, wird auch ein Goldschmied als Besitzer in Betracht gezogen. Dafür spricht außerdem die Kombination aus Altsilber, Halbfabrikaten, fehlerhaften Produkten und Blech- und Drahtfragmenten. Eine solche Altsilbersammlung könnte jedoch auch einem Händler gehört haben, die im Verhältnis zu den anderen Stücken teilweise deutlich älteren Münzen würden diese Annahme untermauern. Eine weitere These benennt einen Pfandleiher als Niederlegenden, worauf die Schmuckstücke von sehr unterschiedlichem Wert und Qualität hindeuten.²⁰³

Kurz sollen noch einige Funde genannt werden, die in ihrer Zusammensetzung deutlich von den bereits beschriebenen abweichen, sich von der Interpretation her jedoch einreihen.

Aus Kuttentberg stammen fünf silberne Stapel- oder Häufelbecher, die 1968 in einem Antiquariat aufgefunden wurden. Wie sie dort hingelangten, ist ungeklärt, angeblich waren sie ursprünglich in einem gotischen Haus eingemauert. Innen auf den Böden sind Wappenschilder aufgebracht, eines hat eine hebräische Inschrift („Wolf“) mit

²⁰⁰ vgl. Stürzebecher 2010, 177-178; vgl. A. Scholz, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen: Hort eines Goldschmieds, Händlers oder jüdischen Pfandleihers? In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (2008) 285-286.

²⁰¹ vgl. ebd. 287.

²⁰² ebd.

²⁰³ vgl. Scholz 2013, 193; vgl. Scholz 2008, 288-289.

einem Wolfssymbol. Die Becher werden stilistisch in die erste Hälfte des 14. Jhs. datiert. Möglicherweise gehörten auch noch Münzen zu dem Depot.²⁰⁴

1988 wurden in Środa Śląska (Neumarkt in Schlesien) 4000 Silbermünzen, 39 goldene Münzen, und zahlreiche Goldschmuckstücke gefunden, darunter eine Krone aus dem ersten Viertel des 14. Jhs., außerdem Broschen und Ringe (einer mit Stern und Halbmond). Es wird vermutet, dass es sich um Stücke der Luxemburger Schatzkammer handelt, die bei einem jüdischen Pfandleiher eingesetzt wurden. Der Fundort könnte zum jüdischen Viertel gehört haben, dies ist aber nicht gesichert. In der Stadt selbst hat es keine Pogrome gegeben, jedoch in umliegenden Orten, sodass die Angst vor Übergriffen zu einer Niederlegung geführt haben könnte.²⁰⁵

Ein Depotfund mit 28.343 Münzen und einigen Schmuckstücken (zahlreiche Gürtelteile, zwei Gewandschließen) wurde 1978 in Salzburg entdeckt. Es wird vermutet, dass weitere Stücke bei Bauarbeiten verloren gegangen sind. Der Fund ist bereits ins 13. Jh. zu datieren, möglicherweise erfolgte die Niederlegung um 1290 im Zuge von Unruhen nach dem Tod des Erzbischofs Rudolf von Hohenegg. Die Lage in der Judengasse ist hier gesichert, daher werden die Objekte einem jüdischen Händler oder Bankier zugeordnet, der aus unbekanntem Grund den Besitz nicht in ruhigeren Zeiten zurückholen konnte.²⁰⁶

Neben archäologischen Zeugnissen gibt es zwei Schriftquellen, die vergleichbare jüdische Besitztümer von Juden nennen. Zum einen wurde der „Schatz des Vivlin“ in Bern dokumentiert, im Inventar sind Gold- und Silbermünzen, zahlreiche Schmuckstücke (Broschen, Ringe, Gürtelteile, Gewandbesätze), drei silberne Schlüssel (s. Kapitel 3.2, 3.3) und einige Silbergefäße aufgelistet. Der Jude Vivlin übergab seinen Besitz zum Schutz während der Pogrome um 1294 an die christliche Berchta von Habsstetten, sie wurde zur Herausgabe an die Stadt gezwungen. In dem Zuge erfolgte die Inventarisierung.²⁰⁷

Zum anderen wurden in der Stadt Pergau diverse Listen mit Besitztümern von Juden der Stadt erstellt, vermutlich nach Plünderungen um 1410/11. Hier finden sich die bekannten Objekte (Münzen, Schmuck, Gürtelteile, Gewandbesätze, Silbergerät).²⁰⁸

Die aufgezählten Depotfunde haben zahlreiche Gemeinsamkeiten (Abb. 54): Das Objektspektrum ist sehr ähnlich, bei den meisten ist der Fundort dem jüdischen Viertel

²⁰⁴ vgl. Stürzebecher 2010, 175-176.

²⁰⁵ vgl. ebd. 179-180.

²⁰⁶ vgl. ebd. 181.

²⁰⁷ vgl. ebd. 182.

²⁰⁸ vgl. ebd. 183-184.

oder einer Fluchtroute zuzuordnen und sie werden häufig als Besitz jüdischer Pfandleiher interpretiert. Allerdings sind so gut wie keine christlichen Stücke vorhanden, die es im Verhältnis sehr häufig gegeben haben muss und dann auch bei Pfandleihern eingesetzt gewesen wären. Im Gegenteil kann durch einige Stücke eindeutig der jüdische Kontext belegt werden. So ist es bei den meisten Depotfunden, auch bei dem in Erfurt, wahrscheinlicher, dass es sich um den Privatbesitz einer wohlhabenden jüdischen Familie handelte.²⁰⁹

Neben langen Phasen friedlicher Koexistenz zwischen Juden und Christen im Mittelalter flammte die antijüdische Feindseligkeit immer wieder auf. Ausgehend von den religiös begründeten Differenzen entstanden immer mehr Mythen von angeblichen Taten, die den Juden als Gesamtheit vorgeworfen wurden und den Judenhass in der Bevölkerung befeuerten: der Mord an Jesus Christus und dessen Wiederholung in einem Hostienschändungsritual sowie Ritualmorde an christlichen Kindern. Hinzu kam eine allgemeine Unbeliebtheit bei Gläubigern von Juden durch hohe Zinsen, die sie nahmen, um die für sie erhöhten Steuern zahlen zu können. So stieg die Judenfeindlichkeit im 13. und 14. Jh. und hatte ihren Höhepunkt in den Pogromwellen 1348-1350, zur Zeit der Pest in Europa, als ihnen vorgeworfen wurde, sie hätten die Brunnen vergiftet. Bei vorherigen Anfeindungen wurden jüdische Gemeinden häufig noch durch Stadt- oder Feudalherren geschützt, diese versuchten nun oft selbst, die Stimmung zu nutzen und sich ihrer Gläubiger zu entledigen. Im Reichsgebiet wurden ca. 300 jüdische Gemeinden zerstört, von kleineren Orten am Randgebiet blieben 58 verschont.²¹⁰

Die meisten der genannten Funde werden einer Niederlegung vor dem Hintergrund der Bedrohung durch die Pestpogrome zugeordnet. Doch vielleicht ist diese Einordnung von Funden als jüdisch und weitergehend als Reaktion auf die Bedrohungslage zu kurzfristig. „Grundsätzlich ist sicherlich Skepsis angebracht, wenn nahezu jedem Schatzfund – besonders denen aus dem 14. Jh. – ein jüdischer Hintergrund zugesprochen wird. Eine solche Zuweisung sollte nur dann erfolgen, wenn verschiedene Indizien, wie Inhalt oder Lage des Fundortes, darauf hindeuten. Diese Problematik besteht allerdings grundsätzlich bei der Identifizierung jüdischer Hinterlassenschaften in archäologischen Funden.“²¹¹ Bei der Interpretation muss daher vorsichtig vorgegangen werden. „Das Deutungsschema ‚Mutmaßliche Deponierung

²⁰⁹ vgl. Stürzebecher 2010, 185-187.

²¹⁰ vgl. Herzig 2010.

²¹¹ Stürzebecher 2010, 158.

um die Mitte des 14. Jahrhunderts – Deponierungsmotiv = Pogrom – Schatzbesitzer = Jüdischer Pfandleiher‘ erscheint zwar eingängig und plausibel, birgt jedoch die Gefahr des Zirkelschlusses.²¹² Viele der Depotfunde, mit Ausnahme von Erfurt, sind nicht umfassend ausgewertet. Anke Scholz hat eine kritische Betrachtung der „typischen“ Interpretation beispielhaft am Depotfund von Münster vorgenommen. Die zeitliche Korrelation mit Krisenereignissen bietet sich als Interpretation einer Deponierung an, ist jedoch nicht zwangsläufig. Auch in ruhigen Zeiten war das Vergraben ein normaler Schutz vor Diebstahl. Außerdem könnte das Depot aufgrund der allgemein sehr unsicheren Zeiten niedergelegt worden sein, dies muss nicht direkt mit dem Pogrom 1349 in Verbindung stehen. Zudem ist ein Pogrom in Münster zu der Zeit nur indirekt belegt.²¹³ Aufgrund des Zeitpunkts der Niederlegung wurde der Fund lange für das Depot eines jüdischen Pfandleihers gehalten, im Befund selbst sind keine jüdischen Stücke zu finden. Der Fund ist allerdings nicht vollständig, da er bei Baumaßnahmen freigelegt und zum Teil vor der wissenschaftlichen Aufnahme verteilt und verkauft wurde, dementsprechend können jüdische Stücke im ehemaligen Depotumfang nicht ausgeschlossen werden. Ein Pfandleiher oder Goldschmied hätte jedoch auch christliche Stücke annehmen können.

Das unter dem Stadtweinhaus von 1615 gelegene Grundstück, auf dem der Fund gemacht wurde, grenzte bis 1350 direkt an das jüdische Viertel.²¹⁴ „Nach Karl-Heinz Kirchhoff macht die Vergrabungszeit 1348/49 'eine Lage [der Fundstelle, Anm. d. Verf.] in Verbindung zur jüdischen Siedlung wahrscheinlich.' Mit dieser Begründung postuliert er die Zugehörigkeit des östlichen Parzellenteils zur jüdischen Siedlung.“²¹⁵ Jedoch ist der Fundort nicht eindeutig mit dem jüdischen Viertel in Verbindung zu bringen. Hier erfolgt ein Zirkelschluss in der Interpretation (Abb. 55): „Da der Schatzfund wohl um 1348/49 verborgen wurde, war der Besitzer ein jüdischer Pfandleiher und also liegt die Fundstelle des Schatzfundes innerhalb der ehemaligen jüdischen Siedlung. Im Umkehrschluss dient die Verortung innerhalb der Immunitas synagogae als Beweis für einen jüdischen Pfandleiher als Hortbesitzer und für das Deponierungsmotiv.“²¹⁶ Als Beispiel eines solchen bereits dekonstruierten Zirkelschlusses führt Scholz den Mainzer sogenannten „Giselaschmuck“ an. Der Fund wurde Ende des 19. Jhs. zunächst als Kaiserinnenschmuck von Gisela (990-1043)

²¹² Scholz 2013, 198.

²¹³ vgl. ebd. 201; vgl. Scholz 2008, 292.

²¹⁴ vgl. Scholz 2008, 291.

²¹⁵ ebd. 291.

²¹⁶ Scholz 2013, 195.

eingeordnet und durch den Fundkontext im Keller eines jüdischen Hauses als Deponierung im Rahmen der Kreuzzugsprogramme 1096 interpretiert. Mittlerweile ist jedoch klar, dass das Ensemble so nicht existierte und es erst viel später zusammengestellt wurde, auch der Fundkontext war nicht original – Ensemble und Fundort waren gefälscht.²¹⁷

Bei der Betrachtung solcher Depotfunde muss also ein rationales Gleichgewicht zwischen der Suche nach sinnvollen Zusammenhängen für Interpretationsansätze und kritischem Hinterfragen allzu eiliger, weil einfach ins Bild passender Schlussfolgerungen gewahrt werden.

5. Zusammenfassung und Fazit

Der Goldschmiedeberuf im Mittelalter lässt sich archäologisch fassen. Es gibt genügend Einzelfunde, die mit Goldschmieden in Verbindung zu bringen sind, genauere Kontexte und Interpretationen lassen das Fundmaterial und die Werkstattbefunde meist jedoch nicht zu. Die Abgrenzung der Objekte von Buntmetallverarbeitung oder Feinschmiedetätigkeit, zum Teil auch von Grobschmieden, ist oft schwierig bis unmöglich.

Spezifisch jüdische Goldschmiede hat es auf jeden Fall gegeben, es gibt eine lange Tradition des Berufs im Judentum. Auch nach dem Ausschluss aus den Zünften und deren Monopol auf die Ausübung von Handwerk wurden viele handwerkliche Tätigkeiten, insbesondere für den Eigenbedarf, weiterhin von Juden ausgeführt. Auch das Goldschmiedehandwerk ist in dieser Zeit im aschkenasischen Raum nachgewiesen, allerdings weitestgehend durch Schriftquellen. Archäologische Funde lassen sich nur selten zweifelsfrei mit einem jüdischen Kontext verknüpfen. Es gibt nur sehr wenig gesicherte Funde von Goldschmiedeutensilien aus jüdischem Gebrauch, deutlich weniger, als ich bei der Konzeption der Arbeit vermutet hatte. Möglicherweise werden in Zukunft weitere Erkenntnisse gewonnen werden können, insbesondere in den Schum-Städten (Abkürzung der jüdischen Begriffe für Speyer, Worms und Mainz), in denen einige der größten aschkenasischen Gemeinden lebten. Wie bei allen Stadtgrabungen ergibt sich hier die Problematik der Zugänglichkeit, so

²¹⁷ vgl. Scholz 2013, 196-197.

dass unter Umständen lange auf eine Gelegenheit im Rahmen von Baumaßnahmen o.ä. gewartet werden muss, um die ehemaligen Judenviertel entsprechend auszugraben.

Der Goldschmiedeberuf wurde vermutlich häufig in Kombination mit einer Tätigkeit als Pfandleiher ausgeübt. Juden waren zwar im Finanzwesen tätig, dies war jedoch, anders als meist noch dargestellt, nicht die einzige Betätigungsmöglichkeit. Höhergestellte Handwerke wie das Goldschmieden standen in enger Verbindung mit Berufen im Geldhandel, dies galt aber ebenso für christliche Handwerker.

Schmuck ist im Judentum weitestgehend genauso getragen worden wie im Rest der Bevölkerung, es gibt wenige spezifisch religiöse Stücke. Der Dualismus in der Einordnung von Objekten zwischen jüdisch oder christlich ist sehr häufig unzutreffend. Es gab ein großes Spektrum an weltlichen (Alltags-)Objekten, die Anhänger beider Religionen (und evtl. auch Vertreter weiterer Minderheiten, die nicht genannt wurden, jedoch ebenso zur Bevölkerung gehörten) benutzten und trugen.

Zu den wenigen als spezifisch jüdisch klassifizierten Objekten gehören die Hochzeitsringe, die in Depotfunden enthalten waren. Solche Depotfunde werden häufig als Niederlegung jüdischer Pfandleiher oder wohlhabender Familien im Rahmen von Pogromen interpretiert. Diese allgemein angewendete Deutung muss jedoch an vielen Stellen noch angezweifelt werden. Viele Funde sind nicht ausreichend ausgewertet, um eine solche Einschätzung fundiert abzugeben. Das begründete Vermuten zum Erstellen eines sinnvollen Deutungsansatzes anhand von Indizien darf nicht zu einem Zurechtreden werden, um vorhandene Hinweise in ein angenehm stimmiges Bild zu zwingen und dabei möglicherweise weniger plausible Fakten außer Acht zu lassen oder wegzuerklären.

Es gibt kaum Möglichkeiten, ein Objekt einem jüdischen Hersteller zuzuordnen. Jüdische Benutzung kann durch charakteristische Symbole oder hebräische Inschriften angezeigt werden, dies beweist jedoch nicht die innerjüdische Fertigung, selbst wenn sie meist recht wahrscheinlich ist. So sind auch die an potenziell oder nachgewiesen jüdischen Stücken reichen Depotfunde kein Beweis für eine jüdische Goldschmiedetätigkeit, lediglich ein Indiz.

So ist das Gesamtfazit beinahe ein „Negativergebnis“, da auf viele der anfangs gestellten Fragen keine klaren oder nur eingeschränkte Antworten gegeben werden können. Trotzdem stellt die Arbeit die Informationen und Ansätze dar, die vorhanden sind. In der nächsten Zeit wird zu dem bisher wenig erforschten Thema neue Literatur

erscheinen, darunter „Jewish Craftspeople in the Middle Ages. Their Sources, Objects, and Materials“ (2024) von Andreas Lehnertz und Maria Stürzebecher.

„Die Archäologie des Judentums steckt noch in den Kinderschuhen [...]. Aber die bisherigen Forschungsergebnisse zeigen die allgegenwärtige Präsenz der Juden auf europäischem Boden [...] und tragen dazu bei, ihnen ihren Platz in unserer gemeinsamen Geschichtsschreibung zurückzugeben.“²¹⁸

²¹⁸ Maintigneux 2021, Min. 47:39-48:05.

6. Literaturverzeichnis

Baumhauer 2003

M. Baumhauer, Archäologische Studie zu ausgewählten Aspekten der mittelalterlichen Handwerkstopographie im deutschsprachigen Raum. Bestandsaufnahme der Handwerksbefunde Bestandsaufnahme der Handwerksbefunde vom 6.-14. Jahrhundert und vergleichende Analyse. Dissertation (Tübingen 2003).

Brepohl 1887

E. Brepohl, Theophilus Presbyter und die mittelalterliche Goldschmiedekunst (Leipzig 1987).

Cahnman 1972

W. Cahnman, Rolle und Bedeutung der jüdischen Handwerkerklasse. European Journal of Sociology 13, 1972, 111–125.

Campbell 1991

M. Campbell, Gold, Silver and Precious Stones. In: J. Blair/N. Ramsay (Hrsg.), English medieval industries. Craftsmen, techniques, products (London, New York 1991) 107–166.

Cherry 2011

J. Cherry, Medieval goldsmiths² (London 2011).

Coatsworth/Pinder 2002

E. Coatsworth/M. Pinder, The art of the Anglo-Saxon goldsmith. Fine Metalwork in Anglo-Saxon England: Its Practice and Practitioners (Woodbridge 2002).

Descatoire o.J.

C. Descatoire, Medieval goldsmithing. Museumsbegleiter. Room 16 English. Musée Nationale de Moyen Age (o.J.).

Elbern 1988

V. H. Elbern, Die Goldschmiedekunst im frühen Mittelalter (Darmstadt 1988).

Ernst Klett Verlag, Jüdisches Leben 2007

Ernst Klett Verlag, Jüdisches Leben in der Stadt. Arbeitsblatt aus Lehrwerk „mitmischen, KV 58“ (Stuttgart 2007).

Geiger 2014

W. Geiger, Das Mittelalter. In: M. Liepach/D. Sadowski (Hrsg.), Jüdische Geschichte im Schulbuch. Eine Bestandsaufnahme anhand aktueller Lehrwerke (Göttingen 2014) 39–66.

Grunwald 1922

M. Grunwald, Berufe der Juden. Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, 25, 1922, 394-426.

Herde 1983

P. Herde, Gestaltung und Krisis. Juden und Nicht-Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zur Neuzeit. In: C. Heinemann (Hrsg.), Neunhundert Jahre Geschichte der Juden. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 6 (Wiesbaden 1983) 1–40.

Herzig 2010.

A. Herzig, 10. bis 14. Jahrhundert: bedrohte Blütezeit. Jüdische Siedlungen im mittelalterlichen Kaiserreich (2010).

<<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/juedisches-leben-in-deutschland-304/7653/10-bis-14-jahrhundert-bedrohte-blueezeit/>> [Stand: 17. April 2024].

Krabath 1999

S. Krabath, Buntmetallverarbeitung in der mittelalterlichen Stadt Höxter an der Weser. In: R. Röber (Hrsg.), Von Schmieden, Würfeln und Schreibern. Städtisches Handwerk im Mittelalter. ALManach 4 (Stuttgart 1999) 138–150.

Judentum-Projekt 2021

E. F. L., Judentum-Projekt - Kleiderordnung (2021). <<https://www.judentum-projekt.de/geschichte/mittelalter/kleiderordnung/index.php>> [Stand: 23. Juni 2024].

Lanz 2010

H. Lanz, Gold- und Silberschmiedekunst. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS) (2010). <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011176/2010-05-07/>> [Stand: 04. August 2024].

Lavi/Herscovici 2007

Th. Lavi/L.-Z. Herscovici, s.v. „Crafts“. In: F. Skolnik/M. Berenbaum, Encyclopaedia Judaica V² (Detroit 2007) 267.

Lehnertz 2020

A. Lehnertz, Christen im öffentlichen und privaten Raum der mittelalterlichen Judenviertel. Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 1, 2020, 29–44.

Lehnertz 2021

A. Lehnertz, Workshop Write-up: The Network of Jewish Cultural Heritage. AG Mittelalter im Netzwerk Jüdisches Kulturerbe Visits the Bauarchiv Thierhaupten (2021). <<https://mjsnow.hypotheses.org/131>> [Stand: 01.07.2024].

Lehnertz/Stürzebecher 2024

A. Lehnertz/M. Stürzebecher, Mitarbeit von Isaac Lifshitz/Simha Goldin, Jewish Craftspeople in the Middle Ages. Their Sources, Objects, and Materials. Kapitel: Tracing Jewish Goldsmiths in Medieval Ashkenaz (in Vorbereitung 2024). Stand: 12.06.2024.

Maintigneux 2021

E. Maintigneux, Die Archäologie des Judentums. Dokumentation arte (2021).

Mann 1998

V. B. Mann, "New" Examples of Jewish Ceremonial Art from Medieval Ashkenaz. *Artibus et Historiae* 9/17, 1988, 13–24.

Mazur 2021

A. Mazur, Goldohrring (2021). <<https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/geteilte-geschichte/339553/goldohrring/>> [Stand: 06. Juni 2024].

Mecking 2011

O. Mecking, Die Rekonstruktion der Goldschmiedetechniken aufgrund der chemischen Analytik. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund. Analysen -

Herstellungstechniken - Rekonstruktionen. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 2 (Langenweißbach 2011) 10–225.

Ostritz 2010

S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010).

Pasch 2011

A. Pasch, Zur Herstellung der Schatzfundobjekte. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund. Analysen - Herstellungstechniken - Rekonstruktionen. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 2 (Langenweißbach 2011) 226–437.

Potthoff/Wiehen 2023

T. Potthoff/M. Wiehen, Neue Einblicke in das mittelalterliche jüdische Viertel in Köln. Geschichte, Topographie und Archäologie. Geschichte in Köln 70, 2023, 31–61.

Roth 1986

H. Roth, Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen (Stuttgart 1986).

Schnitzer 2017

M. Schnitzer, The Treasure: Women, Halakha and Jewelry in Medieval Northern France and Germany. Cultural and Religion Studies 5/12, 2017, 717–729.

Schnitzer 2020

M. Schnitzer, The Silver Key from the Erfurt Treasure: Suggesting a Context. Erfurter Schriften zur Jüdischen Geschichte 6, 2020, 94–101.

Scholz 2008

A. Scholz, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen: Hort eines Goldschmieds, Händlers oder jüdischen Pfandleihers? In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (2008) 285–292.

Scholz 2013

A. Scholz, Pest – Pogrome – Pfandleiherhorte. Ein standardisiertes Deutungsschema für spätmittelalterliche Schatzfunde. Mitteilungen der DGAMN: Archäologischer Kontext und soziale Interpretation 25, 2013, 189–202.

Schütte/Gechter 2012

S. Schütte/M. Gechter, Von der Ausgrabung zum Museum - Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006 – 2012² (Köln 2012).

Sczech 2010

K. Sczech, Zum archäologischen Umfeld des Schatzfundes Michaelisstraße 43 und 44. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010) 16–59.

Shatzmiller 2013

J. Shatzmiller, Cultural Exchange. Jews, Christians, and Art in the Medieval Marketplace (Princeton 2013).

Steingraber 1966

E. Steingraber, Der Goldschmied. Vom alten Handwerk der Gold- und Silberarbeiter (München 1966).

Stürzebecher 2010

M. Stürzebecher, Der Schatzfund aus der Michaelisstraße in Erfurt. In: S. Ostritz (Hrsg.), Der Schatzfund: Archäologie - Kunstgeschichte - Siedlungsgeschichte. Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1 (Langenweißbach 2010) 60–213.

Stürzebecher 2014

M. Stürzebecher, Zwei Schätze: Zeugnisse jüdischer Kultur in Erfurt. Archäologie in Deutschland 3, 2014, 32–35.

Stürzebecher 2022

M. Stürzebecher, Jewish Wedding Rings with Miniature Architecture from Medieval Europe. Arts 11/131, 2022, 1–15.

Theune 2008

C. Theune, Zentrum und Peripherie - Aussagemöglichkeiten zum mittelalterlichen Handwerk aufgrund archäologischer Quellen. In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (2008) 13–26.

Vavra 2016

E. Vavra, Ich Goldtschmid mach köstliche ding. Organisation - Arbeitsbedingungen - Produkte. Das Mittelalter 21, 2016, 273–294.

Wasserman 2007

H. Wasserman, s.v. „Goldsmiths and silversmiths“. In: F. Skolnik/M. Berenbaum, Encyclopaedia Judaica VII² (Detroit 2007) 724.

Wischnitzer 1965

M. Wischnitzer, A history of Jewish crafts and guilds (New York 1965).

Wolf 1902

A. Wolf, Etwas über jüdische Kunst und ältere jüdische Künstler. Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde 9, 1902, 12–74.

Wolters 2008

J. Wolters, Written Sources on the History of Goldsmithing Techniques from the Beginnings to the End of the 12th Century. Jewellery Studies 11, 2008, 46–66.

Yahalom 2019

S. Yahalom, Men's Jewelry in Medieval Jewish Society: Nahmanides Approach. Journal of Medieval Iberian Studies 11/1, 2019, 59–77.

7. Abbildungsverzeichnis



Gedenkseite: Stanisław „Shlomo“ Szmajzner (1927-1989).
https://de.wikipedia.org/wiki/Stanis%C5%82aw_Szmajzner#/media/Datei:StanislawSzmajzner.jpg, letzter Zugriff 01.07.2024.



Abb. 1: Goldschmied, der seine Zunft repräsentiert, Dogenpalast Venedig, 1340-1355. Wolters 2008, 51.

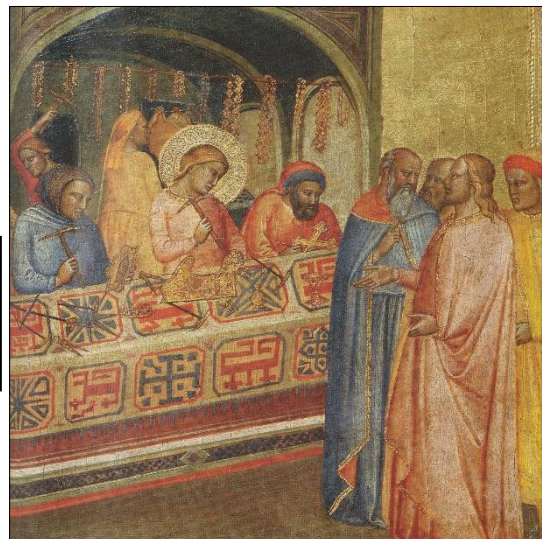


Abb. 2: Porträt eines Goldschmieds, von Gerard David, 1510.
<https://uploads6.wikiart.org/images/gerard-david/portrait-of-a-goldsmith.jpg>, letzter Zugriff 30.06.2024.



Abb. 3: Darstellung der alttestamentarischen Figuren Oholiab und Bezalel, die das Tabernakel fertigen, Exodus 31:1-11, Buch mit biblischen Bildern, vermutlich aus Padua, ca. 1400, fol. 15v.
<https://sarahjbiggs.typepad.com/.a/6a013488b5399e970c01bb08436704970d-pi>, letzter Zugriff 30.06.2024.

Abb. 4: St. Eligius stellt einen Sattelbesatz her, Taddeo Gaddi, erste Hälfte 14. Jh.
 Cherry 2011, 65.



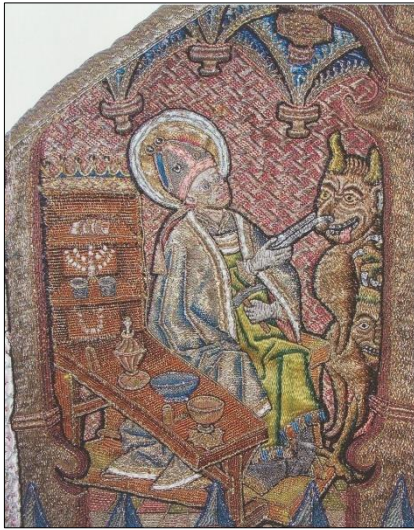


Abb. 5: Messgewand von Stonyhurst, St. Dunstan in seiner Werkstatt, ca. 1470. Cherry 2011, 66.



Abb. 6: Laden eines Goldschmieds/Juweliers, um 1372. Detail einer Miniatur von Jean de Mandeville. Wolters 2008, 52.



Abb. 7: St. Eligius in seiner Werkstatt, Kupferstich, Meister der Bileam, um 1458.
<http://images.zeno.org/Kunstwerke/l/big/302D046a.jpg>, letzter Zugriff 30.06.2024.

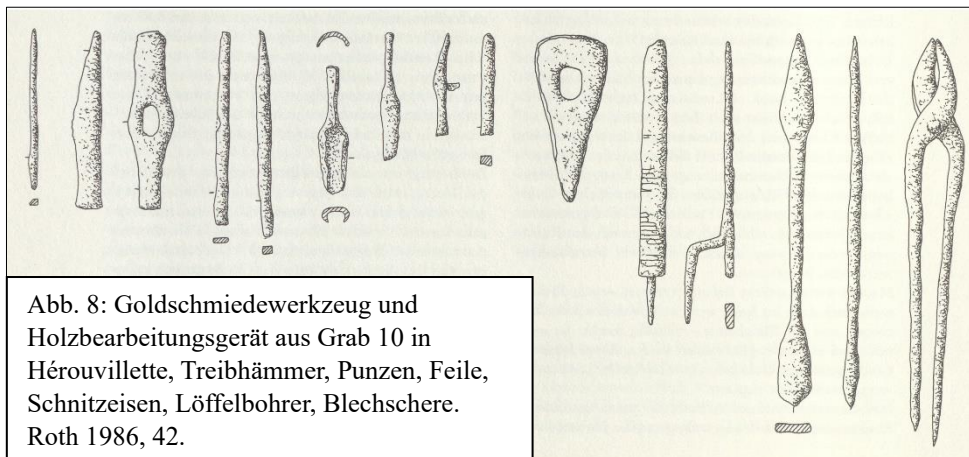


Abb. 8: Goldschmiedewerkzeug und Holzbearbeitungsgerät aus Grab 10 in Hérouvillette, Treibhämmer, Punzen, Feile, Schnitzisen, Löffelbohrer, Bleischere. Roth 1986, 42.



Abb. 9: Die lombardische Königin Theodolinda besucht eine Goldschmiedewerkstatt, Ausschnitt, Fresko in der Kapelle von San Vincenzo, Monza, von Franceschino, Gregorio und Giovanni Zavattari, 1440-1446. Wolters 2008, 53.



Abb. 10: Goldschmied beim Ausschmieden eines Barrens, ca. 1220-1230. Cherry 2011, 42.

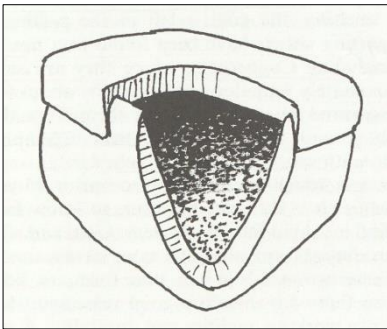


Abb. 11: Rekonstruktion eines Zementiergefäßes. Coatsworth/Pinder 2002, 35.

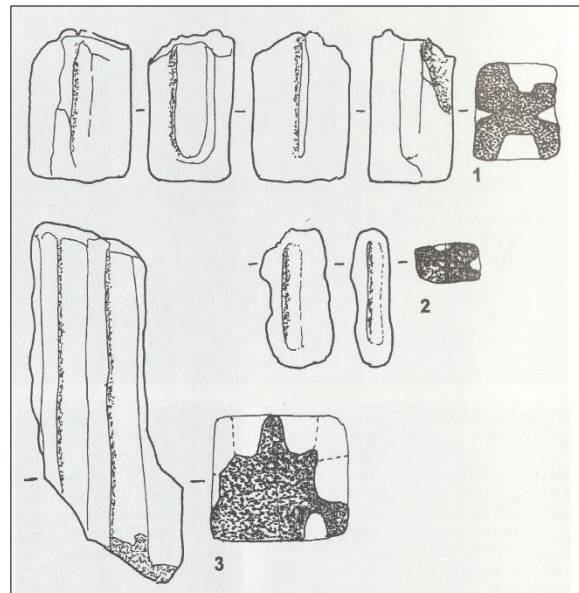


Abb. 12: Barren- und Rohmaterialeingüsse, aus Coppergate/York und Hamwic/Southampton. Coatsworth/Pinder 2002, 40.



Abb. 13: Kupferne Gussform für Kleidungsaufnäher, London, Mitte 14. Jh. Cherry 2011, 46.



Abb. 14: Gleiche Gussform von St. James in unterschiedlichen Kontexten: Bischofsstab (links) und Löffel, beide Silber vergoldet. Campbell 1991, 119.



Abb. 15: Gussmodell aus Blei, 1. Hälfte 14. Jh. Steingraber 1966, 50.



Abb. 16: Gussmodelle aus Lindenholz, Süddeutschland, um 1500. Steingraber 1966, 50.

Abb. 17: feststellbare Zange aus Flixborough/Lincolnshire. Coatsworth/Pinder 2002, 53.



Abb. 18: Goldschmiedewerkstatt, vermutlich soll St. Eligius dargestellt sein, um 1480. Wolters 2008, 56.

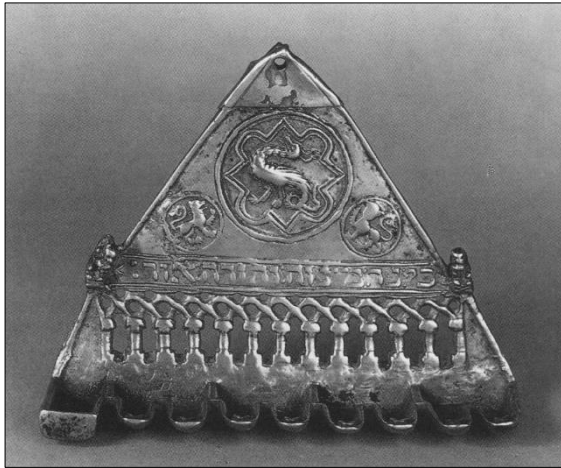


Abb. 19: Hanukkah-Lampe, Deutschland 14. Jh.
Mann 1988, 14.

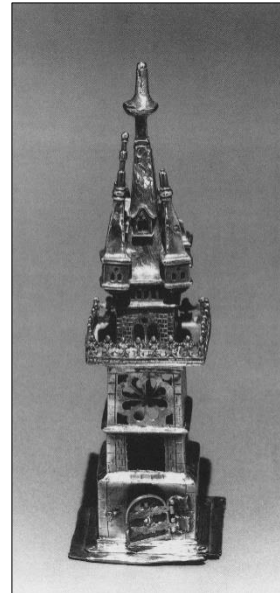


Abb. 20:
Gewürzbehälter,
vermutlich aus
Frankfurt, ca. 1550.
Mann 1988, 15.



Abb. 21: Sternlampe, 14. Jh., Deutschland.
<https://thejewishmuseum.org/collection/1751>
4-sabbath-festival-lamp, letzter Zugriff
01.07.2024.

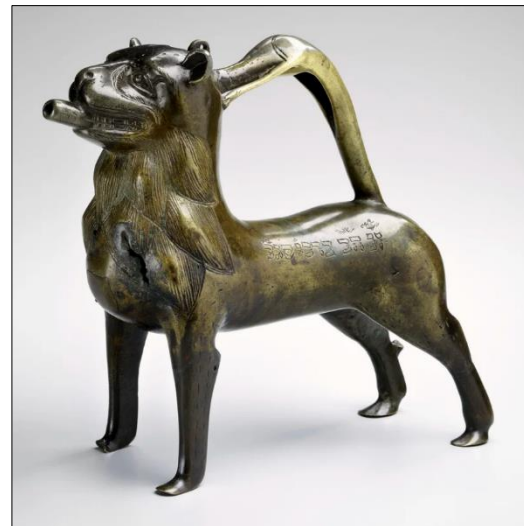


Abb. 22: Aquamanile, spätes 12. Jh,
Inchrift später, Norddeutschland.
<https://thejewishmuseum.org/collection/339>
26-aquamanile-handwashing-vessel, letzter
Zugriff 01.07.2024.



Abb. 23: Hochzeitsring aus Erfurt, erste
Hälfte 14. Jh.
Stürzebecher 2022, 6.



Abb. 24: Hochzeitsring
aus Weißenfels.
Stürzebecher 2022, 7.



Abb. 25: Hochzeitsring
aus Colmar, um 1300.
Stürzebecher 2022, 5.

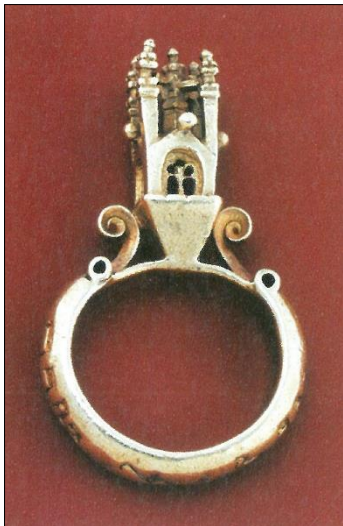


Abb. 26: Hochzeitsring aus
Wittelsbach/München, um 1500.
Ostritz 2010, 278.



Abb. 27: Jüdische Hochzeitsdarstellung in der Zweiten Nürnberg-
Haggadah, um 1470.
Stürzebecher 2022, 2.



Abb. 28: Schlüssel aus Colmar.
<https://www.musee-moyenage.fr/collection/oeuvre/clef-du-tresor-de-colmar.html>, letzter
Zugriff 04.07.2024

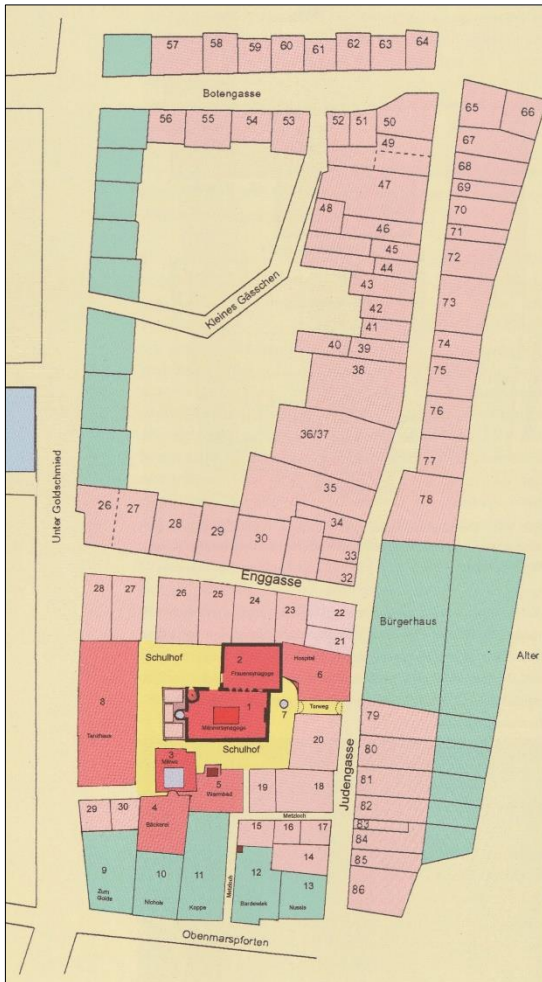


Abb. 29: Kölner Judenviertel in direktem Kontakt zu Goldschmiedehäusern, vor 1349 laut Schriftquellen. Rot: jüdische Gemeindeinstitutionen, Rosa: jüdische Häuser, Grün: nichtjüdische Bürgerhäuser. Schütte/Gechter 2012, 162.



Abb. 30: Goldschmiedeofen, Formen und Proberstein, 13. und 14. Jh. Schütte/Gechter 2012, 195.



Abb. 31: Henkel eines Schmelzofens in Form eines Elefanten, 12. Jh. Schütte/Gechter 2012, 199.



Abb. 32: Goldohrerring aus Köln, Ende 10./11. Jh. Schütte/Gechter 2012, 193.



Abb. 33: Relativ gesicherte jüdische Funde Köln: Gusstiegel, Gussformen, Halbfabrikat Silberscheibe. Potthoff/Wiehn 2023, 55.

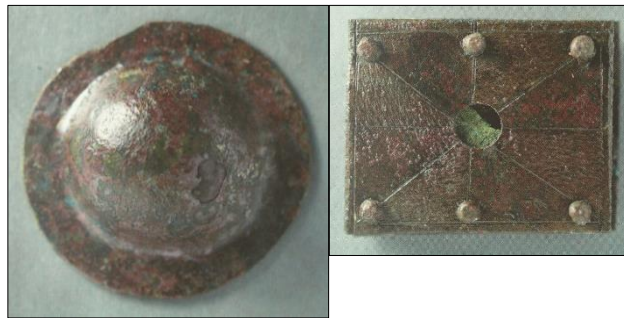


Abb. 34: Bronz buckel eines Buchdeckels, Beschlag eines Buchriemens, aus Synagoge Köln.
Schütte/Gechter 2012, 143.

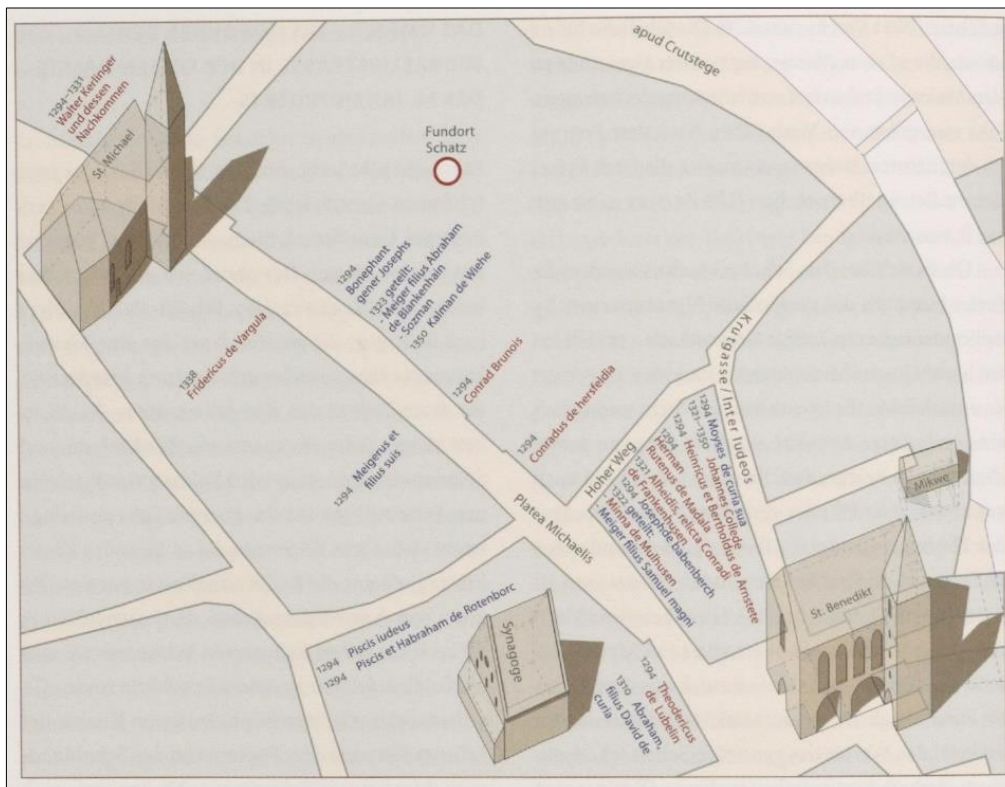


Abb. 35: Michaelisstr. im 13. und 14. Jh.; blau jüdische, rot christliche Bewohner.
Ostritz 2010, 152.



Abb. 36: Karte Ausgrabung Erfurt.
Ostritz 2010, 53.



Abb. 37: Aufsicht auf den Keller 1/33, Blick nach Südwesten. Die rampenartige Öffnung in der Kellerecke liegt am Ort der ursprünglichen Zugangssituation und überdeckt die Reste des Kellerhalses mit dem Schatzdepot. Sczech 2010, 28.

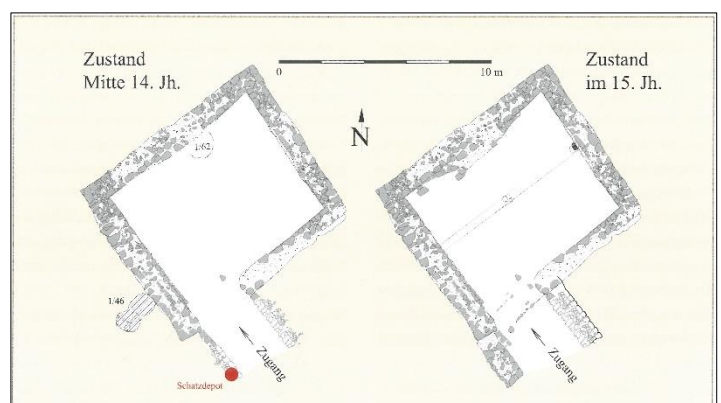


Abb. 38: Zeichnung des Kellers 1/33 zum Zeitpunkt der Depotniederlegung sowie später nach Reparaturen. Sczech 2010, 28.

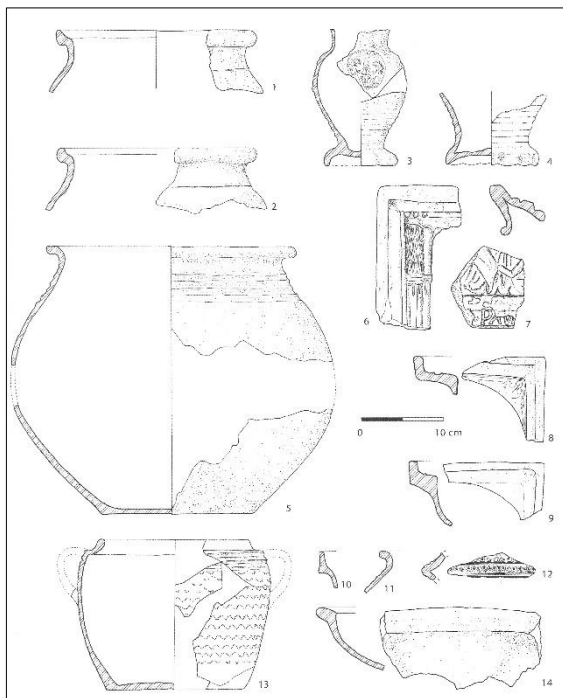


Abb. 39: Keramisches Fundspektrum aus dem Keller 1/33. Funde aus dem 14. Jh. sind mit (2) und (4) bezeichnet. Sczech 2010, 43.

Abb. 40: Gesamtansicht des Erfurter Schatzfundes.
https://juedisches-leben.erfurt.de/mam/jl/asynagoge/fitto size__960_0_e0982653c7a733c9090d59c290627bfl_erfurter_schatz.jpg,
 letzter Zugriff 02.07.2024.



Abb. 41: Doppelkopf mit Inhalt im unrestaurierten Zustand. Stürzebecher 2010, 71.

Schmuck

vierpassförmige Brosche	Inv.-Nr. 5060/98
vierpassförmige Schmuckscheibe	Inv.-Nr. 5065/98
dreieckige Schmuckscheibe	Inv.-Nr. 5064/98
ein Teil der Brosche mit Pfeil und Bogen	Inv.-Nr. 5063/98
eine von zwei Schmuckscheiben	Inv.-Nr. 5062/98
Ringbrosche	Inv.-Nr. 5059/98
Ringbrosche	Inv.-Nr. 5061/98
jüdischer Hochzeitsring	Inv.-Nr. 5067/98
Ring mit blauem Saphir	Inv.-Nr. 5068/98
Ring mit Fisch	Inv.-Nr. 5069/98
Ring mit leeren Fassungen	Inv.-Nr. 5070/98
Ring mit Halbmond und Stern	Inv.-Nr. 5071/98
Ring mit ovalem rotem Almandin	Inv.-Nr. 5072/98
Ring mit gefasstem Stein	Inv.-Nr. 5073/98
Kosmetikset, Flakon mit Kette	Inv.-Nr. 5088/98
Kette mit Stöpsel	Inv.-Nr. 5699/98
Kettenfragmente (ein Teil außerhalb)	Inv.-Nr. 5700–5702/98
Ring mit rundem rotem Almandin	Inv.-Nr. 5073/98
beide inneren Emailscheiben d. Doppelkopfes	Inv.-Nr. 5099/98, 5100/98
der Knopf mit Majuskel »A«	Inv.-Nr. 5066/98
das Miniaturschloss	Inv.-Nr. 5087/98
8 goldene Hohlperlen	Inv.-Nr. 5074/98 und weitere
6 vergoldete silberne Röhren	Inv.-Nr. 5075/98 und weitere

Gewandbesatz

5 x Fünfpässe	Inv.-Nr. 5076/98 und weitere
12 Herzen	Inv.-Nr. 5077/98 und weitere
3 Lilien	Inv.-Nr. 5080/98 und weitere

Gürtelapplikationen

1 blütenförmige	Inv.-Nr. 5084/98
1 stabförmige	Inv.-Nr. 5086/98
3 Hände	Inv.-Nr. 5079/98 und weitere

Gewandschließen

5 Drachen	Inv.-Nr. 5081/98 und weitere
2 Blüten, fünfblättrig	Inv.-Nr. 5083/98 und weitere
1 blattförmige	Inv.-Nr. 5084/98
1 große Lilie (Einzelstück)	Inv.-Nr. 5080/98
1 Schleife	Inv.-Nr. 5085/98

Abb. 42: Inventar des Doppelkopfs aus Erfurt. Ostritz 2010, 47.



Abb. 43: Innenseite des Keramiktopfes, der zur Deponierung verwendet wurde. Es sind Textilreste und metallische Anlaufspuren zu erkennen. Sczech 2010, 45.

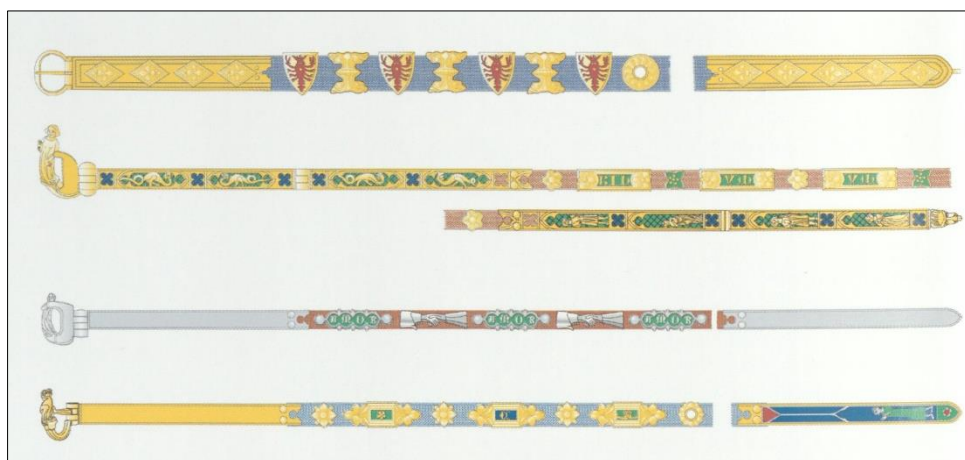


Abb. 44: Rekonstruktionszeichnung der Gürtel aus Erfurt. Pasch 2011, 368f.

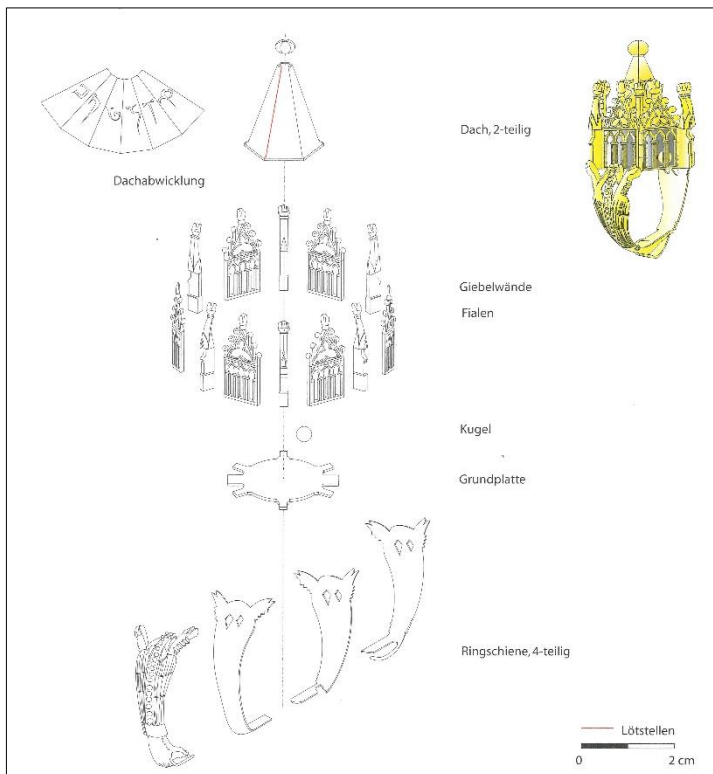


Abb. 45: Aufbau des
Erfurter
Hochzeitsrings.
Pasch 2011, 274.

Abb. 46: Details des Erfurter
Hochzeitsrings.
Pasch 2011, 274.

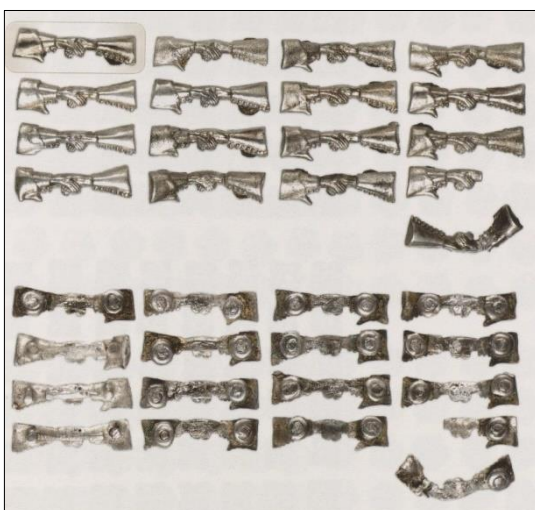
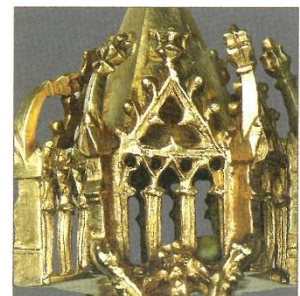


Abb. 47: Gürtelapplikationen
mit verschlungenen Händen.
Ostritz 2010, 239.



Abb. 48: Dachaufsicht des
Hochzeitsrings aus Erfurt.
Stürzebecher 2022, 7.



Abb. 49: Ring mit Halbmond und Stern, Erfurt.
Ostritz 2010, 221.



Abb. 50: Silberschlüssel mit ungeklärter Funktion, Erfurt.
Ostritz 2010, 264.



Ort (Jahr)	Doppelkopf	Kanne	Schale	Becher	Hochzeitsring	Ringe	Gewandbesatz ⁴	Gürtelteile ⁵	Broschen	Ohrschmuck	Krone	Münzen ⁶
Erfurt (1876)	1						108 (3)					70 G
Kuttenberg (?)		2 ² (?)		5 (Satz)								?
Lingenfeld ¹ (1969)	1		1	4		1?	1	1	2			2369 S
Erfurt ¹ (1998)	1	1	1	8 (Satz)	1	7	225 (11?)	409 (5)	8			3142 S
Colmar ¹ (1863)	1				1	14	21 (2?)	115 (2)	3			349 G + S
Weißenfels ¹ (1823)					1	4	>20? (X)	3? (1?)	1			»ganze Klumpen« G? + S
Schatzverz. von Pegau ³	(1)			8(Satz) +2				(12)	6			>20 G + S
Salzburg							6 (2)	82 (2)				28.343
Münster ¹ (1951)						9	1	3 (2?)	19			>2000 S
Schatz des Vivlin ³	?	2				74	12	(8)	18			91 G + S
Środa Śląska ¹ (1988)						3			1	4	1	2963 G + S

Abb. 54: Als jüdische Horte eingeordnete Schatzfunde im Vergleich. Stürzebecher 2010, 185.

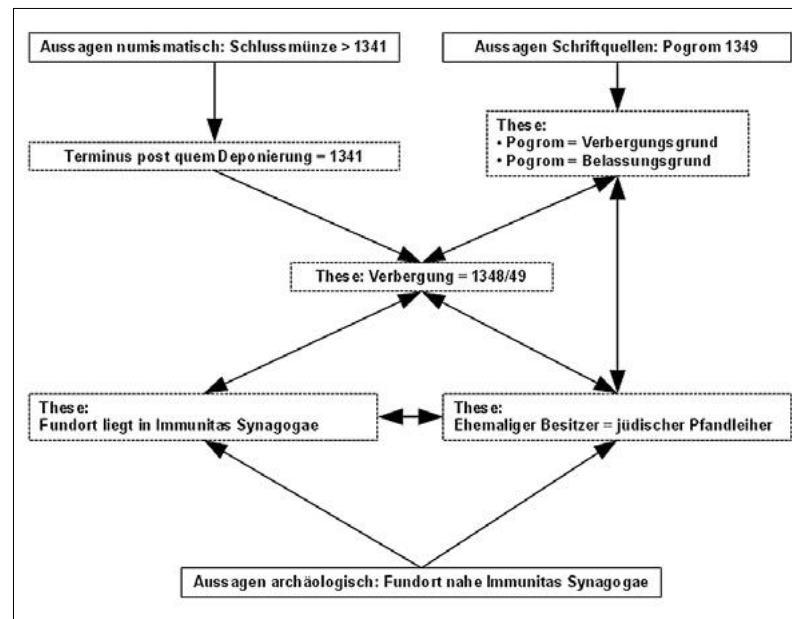


Abb. 55: Wechselwirkungen und sich beeinflussende Thesen zu Interpretationen der Depotfunde, Gefahr des Zirkelschlusses. Scholz 2013, 194.

8. Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere an Eides statt durch meine eigenhändige Unterschrift, dass ich die beiliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt und alle Stellen, die wörtlich oder annähernd wörtlich aus Veröffentlichungen entnommen sind, als solche kenntlich gemacht habe. Außerdem habe ich mich keiner anderen als der angegebenen Literatur, insbesondere keiner im Quellenverzeichnis nicht benannten Internet-Quellen, bedient. Diese Versicherung bezieht sich auch auf zur Arbeit gehörige Zeichnungen, Skizzen, bildliche Darstellungen etc. Ich bestätige, dass die Arbeit noch nicht in einem anderen Prüfungsverfahren eingereicht wurde. Weiterhin entspricht die eingereichte schriftliche Fassung der Arbeit der Fassung auf dem eingereichten elektronischen Speichermedium.

Hamburg, den 05.08.2024